This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

95.01 27

I.

Die Prinzessin.

II.

Julius Arnsteiner's Beschau.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

15 r 20.

LIBRARY OF THE TAYLOR UNIVERSITY
23 JAN. 1935
OF OXFORD

Die Prinzessin.

I.

Der Bauer.

Aus grüner Frühlingssaat hebt sich eine Lerche hoch in die klare Morgenluft; bald in engeren, bald in weiteren Kreisen dringt sie himmelan, und singt Dem ihr Loblied, der sein Auge mit Lust weilen läßt an jeder freien Regung seiner Kreatur, an der flatternden Mücke so gut, wie an dem im Waldesschatten spielenden Rehe. Weiß die Lerche, aus wessen Saat sie sich erhoben? wer mit dem Pflugeisen die Furchen in diesen Acker geschnitten? wer das goldene Korn hineingeworfen hat, daß es ihr eine bergende Wohnung geworden ist? Ob sie es weiß! Hebt sie sich doch aus einem freien Felde empor!

In Böhmen ist jetzt mancher Bauernhof, groß, hell und geräumig, mit Scheuern und Ställen, Äckern und Wiesen, Garten und Wald dazu, auf dem Leute, die noch vor zehn Jahren in der dumpfen „Gasse“

irgend einer Gemeinde gehauſt haben, nun als wirkliche „Freiherren“ ſitzen; und zwar leiten ſie dieſen Titel nicht von einem vergilbten und verknitterten Pergamente, ſondern von etwas ganz Anderem her, was nicht verwiſcht und nicht zerriſſen werden kann, was von Tag zu Tag altert und doch ewig jung bleibt, nämlich von der Mutter Erde ſelbſt, von der einige freie Schollen ihnen gehören!

Ja! Land und Wieſe, Acker und Garten, Wald und Boden gehört jetzt Manchem aus der „Gaſſe“ und der Boden iſt nicht verdorben, der Hof nicht verkommen; die Schwalbe niſtet dort, wie in früheren Zeiten, und wenn Gott ein gutes Jahr geben will, ſo gedeiht der Halm jetzt wie damals, als Wáclaw und Honza aufs Feld hinausfuhren, nicht Anſchel oder Ruben. In Böhmen ſitzt jetzt Mancher hoch oben auf einem mit Garben belaſteten Wagen, und lenkt mit kundiger Hand ſeine Roſſe durch das enge Hofthor ein, der noch vor einigen Jahren hinter verſchoſſenen Weſten und Kottonſtoffen die Kunden anrief! Mancher ſteht im heißen Sonnenbrande auf dem Felde und ſchwingt die gewaltige Senſe, der vor noch nicht langer Zeit in Hitze und Kälte um ein Haſenhäutchen feilſchte. Mancher zimmert mit Axt und Säge im Hauſe herum, der ehedem bei dem kleinſten Gebrechen, das irgendwo zur

Schau trat, um Zimmermann und Tischler rief. Manches Auge ist scharfblickend und muthig geworden, das nun ohne Erschrecken hoch oben auf dem Kirchthurme den Dachdecker hanthieren sieht, was es bekanntlich früher selten vermocht hat.

Fürwahr! Wie Opferduft steigt der Segen, der in der eigenen Scholle liegt, zum Himmel empor, und wie Wenige auch verhältnißmäßig unter so viel sehnenden Herzen sich dessen erfreuen, was wunderbar kräftigend in dem Worte: Hof und Acker liegt — die kleine Lerche freut sich doch darüber. Hebt sie sich doch aus manchem freien Felde himmelan! . . .

Gehen wir wieder auf Dorf hinaus!

Von der Prager Landstraße ab führt ein Seitenweg hinaus; es ist ein selten befahrener Weg, der sich da zwischen Kornfeldern rechts und links, zwischen Wiesen und theilweisem Waldland, wie es der Charakter der böhmischen Landschaft mit sich bringt, in jenes Dorf hinauszieht. Nur zweimal in der Woche, wenn es Wochenmarkt in der benachbarten Kreisstadt gibt, belebt sich die einsame Straße; große Wagenzüge bewegen sich dann in den tiefgefurchten Geleisen, und bringen das Erträgniß des Feldes dahin, wo Absatz zu hoffen ist. Zweimal in der Woche läßt auch Rebb Feiwel „Bauer," wie er weit und breit in der

Umgegend heißt, ſeine Roſſe anſpannen, und dann fährt entweder er ſelbſt, oder ſein Sohn Joſef zu Markt; zumeiſt aber liegt dieſes Geſchäft dem Sohne ob, der Wind und Wetter beſſer vertragen kann, als der alte Bauer.

Der alte Bauer! Wer ſich unter ihm ein grauhaariges Männchen mit eingebogenen Knieen und ſchlotternden Gliedern denken wollte, wie würde der ſich täuſchen und dem wirklichen Bilde ferne ſtehen. Das iſt ein kraftvoller alter Menſch in der beſten Bedeutung dieſes Wortes, und wiewohl ſchon hoch in den Sechzigen ſtehend, würde er Jeden wie ein „Trenderl“ wegblaſen, der ſich unterſtehen wollte, ihm beim Aufladen des ſchwerſten Sackes mit Getreide behilflich zu ſein. Ja, das kann der „alte“ Bauer, und er kann noch mehr. Das wildeſte Pferd ſo mit der gewaltigen Fauſt zu packen, daß es ſteht, und willig ſeinen Meiſter anerkennt, das wird ihm in den „Gaſſen“ ſobald Keiner nachthun. Wenn er angethan mit ſeiner Jacke von ſchwarzem Manchester und in den gelbledernen Hoſen ſich aufrichtet, oder wenn er beim Morgengebet die Tefillin von dem nervigen Arme herabnimmt, dann hat es ein Ausſehen, als könnte er ſich ſelbſt von den Himmliſchen nichts gefallen laſſen,

als thue er nur gleichsam seine Schuldigkeit, und weiter auch nichts mehr.

Freilich, der alte Bauer hat sein ganzes Leben auf diesem Dorfe zugebracht; der Hof, auf dem er jetzt als selbsteigener Herr sitzt, ward seit undenklichen Zeiten von seinen Vorfahren als Pächtern bewirthschaftet. Mit den feinsten Fiebern seiner Seele wurzelt er in dem Boden seiner Heimat, in der er groß und stark geworden war. Selten kam er über die Gemarkung seines Dorfes hinaus, er mußte denn zur Kreisstadt hin; vor den Leuten in den „Gemeinden" hatte er eine besondere Scheu, er fühlte sich nicht wohl, wenn ihn Geschäfte einmal zu ihnen führten. Er war wirklich ein Bauer nach innen und außen, und verdiente diesen Beinamen so gut, als er nur je Einem war beigelegt worden. Wenn er einmal im Jahre in einer „Kille" erschien, der in Sprache, Benehmen und Kleidung ungeschlachte Mann, dann ward er fast mit Blicken betrachtet, als sei er einer Menagerie entsprungen, und Jedes ging dem „Bauer" gern aus dem Wege.

Wer die Augen öffnen will, nicht mit aller Gewalt vor dem Lichte verschließen, der kann bald gewahr werden, daß Gestalten wie unser Feiwel Bauer schon längst jene allzeit fertige Doktrin zerstört haben, die

Leute aus den „Gassen“ könnten niemals Eins mit dem „Ganzen“ werden, und in ihrem Blute stecke etwas, das sie gewaltsam schiede von der Anderen Trachten und Anschauung. Natürlich! Wer sich Gottes lebendige Welt so kleinlich vorstellen kann, daß er die gesammte Menschheit gleichsam nur auf einer Tonart spielen lassen will, dem wird Rebb Feiwel eben kein Bauer sein. Er wird tausend und abermal tausend Unterschiede herausgrübeln, einen feiner als den anderen, fast so fein, daß sie eben nur sein Auge entdecken konnte; und wenn das trotz allem dem nichts nützt, weil dagegen viel siegreichere Gründe aufgestellt werden können, wird er mit der Faust auf den Tisch schlagen und ausrufen: Zur eigenen Scholle sei er doch nicht befähigt! Da ist denn Schweigen besser als Reden, und Leute wie Feiwel Bauer mögen zusehen, wie sie mit jener geballten Faust fertig werden.

Einstweilen wird er auch zur Genüge fertig. Er läßt seine gefüllten Scheuern, das brüllende Rind in den Ställen, den Pflug, den sein eigener Sohn führt, und endlich die kleine Lerche für sich sprechen, die sich in seinem Felde heimisch fühlt. Daß es aber anders sein könne, daran denkt er nicht! Feiwel Bauer ohne Acker und Dorf! ohne Manchesterjacke und Lederhosen! mit einem Hasenhäutchen auf dem Rücken durch die

Dörfer hausiren gehend, er, der stolze, reckenhafte Bauer! Sagt ihm doch das, die ihr ihm die eigene Scholle mißgönnt, es wäre nicht unmöglich, daß eine solche Figur wieder aus ihm werden könnte. Er wird euch nicht auslachen, er wird es einfach nicht glauben, denn er ist eben kein „politischer" Kopf. Kann man wohl einem Menschen Arme und Beine abhauen, und ihm dann zurufen: „Jetzt geh', und hebe einen Sack Getreide auf! springe und tanze." Einen ähnlichen Gedanken vermöchte vielleicht Feiwel Bauer zu denken, vielleicht auch nicht.

Es ist besser, wenn er überhaupt nicht zu denken hat.

II.

Ein Brief.

Unter einem Kirschenbaum, der fast bis zum Boden fruchtbeladene Aeste herabgesenkt hatte, saß auf einer Bank eine stattliche Frau, in halb städtischer, halb bäuerlicher Kleidung. Sie hielt einen Brief, und schien darin eifrig zu lesen. Oben in den Zweigen über ihrem Haupte krachte es zuweilen, zuweilen kollerte auch eine rothwangige Kirsche zu ihren Füßen nieder, was sie aber im Lesen nicht sonderlich zu stö-

ren schien. Mehr thaten es die glitzernden Sonnenstrahlen, die wie aufgelöste goldene Fäden über ihr Antlitz und das Papier fielen. Sie rieb sich öfters die Augen, rückte den Brief näher an sie, aber es schien eben nicht, als förderte sie dieß in dem schwierigen Geschäfte. Verdrießlich legte sie das Schreiben endlich zusammen, und sprach halblaut vor sich hin:

„Ich weiß gar nicht, was die Sonn' heut' will, sie scheint mir fast die Augen heraus."

Jemand mußte diese Worte gehört haben, denn in den Zweigen des Kirschenbaumes krachte es stärker, und ein Kichern ward vernehmbar, das der stattlichen Bäuerin nicht entging.

„Lachst mich aus?" rief sie ärgerlich zum Baume hinauf.

Wieder krachte es in den Aesten und eine wurmstichige Kirsche fiel gerade vor der Bäuerin in das Gras. Sie bückte sich nieder, und warf sie weit weg von sich.

„Ich lach' die Sonn' aus, Mutter!" erscholl eine Stimme vom Baume.

Die stattliche Frau schien einen Augenblick über diese Antwort nachzudenken, dann rief sie mit einer Art strenger Entschiedenheit:

„Komm' ein Bissel herunter, Corporal, ich brauch' Dich."

„Gleich, mein Herr Oberst," kam es aus den dichten Zweigen des Baumes zurück, und es dauerte nicht lange, so stand ein kräftiger brauner Bursche, man wußte fast nicht, war er aus der Luft oder aus dem Boden gestiegen, vor der Bäuerin. Er trug eine „Commiskappe," die ihn als ehemaligen Soldaten bezeichnete; übrigens war er nach landesüblicher Sitte gekleidet.

„Was wünschen der Herr Oberst?" sagte er, indem er sich kerzengerade vor die Bäuerin hinstellte, und militärisch grüßend die eine Hand an die Kappe legte.

Uiber das Antlitz der Bäuerin flog ein breites Lächeln; sie sah den braunen Burschen einen Augenblick mit Wohlgefallen an.

„Bist noch immer der Alte," rief sie, „meinst, du bist noch in deiner Caserne, Josef. Wann denn einmal wirst du das vergessen?"

„Niemals, Mutter," rief Josef mit Bestimmtheit und ließ die Hand von der Kappe los. „Ich hab' einmal einen Feldwebel gehabt, der hat immer gesagt: in jedem Haus sollt' der Mann der Regimentsinhaber, von welchem das Regiment den Namen führt, sein

die Frau aber der Oberſt, die eigentlich kommandirt. Mutter Leben, du biſt der Oberſt!“

Die Bäuerin lachte hell auf, daß es weithin durch den Garten ſcholl.

„Soll ich leben und geſund ſein,“ rief ſie, und ſtemmte ihre Arme in die Seiten, „dein Feldwebel muß einen Kopf von Eiſen und Stahl gehabt haben.“

„Ein rechter Feldwebel muß auch einen Kopf haben!“ meinte der ehemalige Soldat im Tone der tiefſten Uiberzeugung.

Auf Oſtern war es erſt ein Jahr geworden, daß Joſef ſeine achtjährige Dienſtzeit vollendet hatte; weil er leſen und ſchreiben gelernt, hatte er es ſchon in den erſten Monaten bis zum „Korporal“ gebracht, und dieſen Namen behielt er bei, als er nach erlangtem Abſchied in das väterliche Haus heimgekehrt war. Man hatte ſeiner in dem großen Bauernhofe bedurft, und trotzdem er beim Militair hatte bleiben wollen, waren die Eltern darauf beſtanden, daß er den rechtmäßigen Abſchied bekam. Seitdem war der Korporal im Hauſe eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden.

„Gut,“ ſagte die Bäuerin, „du hätteſt ja auch einmal können ein Feldwebel werden, foglich mußt du doch Kopf haben. Vielleicht kennſt du dich da in dem Brief aus; ich leſ' und leſ', und Gott der Lebendige

weiß, wie das zugeht! Wenn ich von einer Zeile den Sinn herausgebracht habe, so find' ich den Weg zu der andern nicht, es ist mir immer, als möcht' Einer vor meinen Augen mit einer Peitsche herumknallen. Dazu schreibt die heutige Welt eine Schrift, die ist so fein, wie wenn sie mit lauter Sand geschrieben wär'! Da sieh her, ob das zu lesen ist, und zu guter Letzt ist's noch teutsche Schrift . . . wie ich die habe anfangen wollen zu lesen, hat die Sonne mit einer Gewalt geschienen — die Augen hat sie mir fast herausgebrannt."

Die letzten Worte hatte die Bäuerin, halbabgewandt, beinahe mit Verschämtheit gesagt.

Der ehemalige Korporal nahm den Brief, den ihm die Bäuerin gab, mit einer etwas ungeschickten Handbewegung; es fehlten ihm nämlich an der rechten Hand die zwei mittleren Finger, die irgendwo in Ungarn auf dem Schlachtfelde begraben lagen. Der Bäuerin zuckte es bei diesem Anblicke wie ein jäher Schmerz über das volle Antlitz.

„Kannst auch vor der Sonn' nicht lesen?" fragte sie nach einer langen Pause, während welcher der einstige Soldat den Brief nach dessen ganzen Inhalt durchzufliegen die Zeit hatte. „Geht's Dir wie mir?"

„Das nicht, Mutter," meinte Josef, „die Sonn' liegt mir nicht auf, aber da am End' vom Brief steht

etwas, das könnt' selbst mein Feldwebel nicht verstehen, der doch einen Kopf von Eisen und Stahl gehabt hat."

„Du meinst das Teutschgeschriebene," rief die Bäuerin. „Kannst du denn Teutsches nicht lesen? Ich mein' doch, du hast's gelernt?"

„Mir nichts, dir nichts wird man kein Korporal," sagte der Soldat mit einem leicht erklärlichen Stolze.

„Setz' dich her zu mir, Josef," sagte die Bäuerin rasch, „und lies mir den Brief vor, wie er geht und steht. Zwei Köpf' wie ich und du werden doch herausbringen, was man da schreibt. Erst aber lies' das Feine, dann das Teutsche."

Sie meinte mit dem Feinen die jüdische Currentschrift, deren man sich noch jetzt in der „Gasse" bedient, und in welcher der erste Theil des Briefes abgefaßt war.

Der Soldat setzte sich neben sie hin und begann nach einer Weile:

„Herzliebste Gitel Leben!"

„Von wem ist denn der Brief?" unterbrach ihn die Bäuerin, ohne zu bedenken, daß sie eigentlich ihre etwas mangelhafte Lesekunst verrieth.

„Unterschrieben steht: Hannele Ehrenfeld," sagte der Soldat gleichgültig.

„Gott! Lebendiger," rief die Bäuerin und that fast einen Sprung von ihrem Sitze weg, „ist das

nicht die Hannele, die mit mir vor dreißig Jahren in die Schule gegangen ist?“

„Es steht nur unterschrieben: Ihre aufrichtige Freundin Hannele Ehrenfeld,“ sagte der Soldat trockenen Tones.

„Nun, dann ist sie es gewiß,“ schrie die Bäuerin, „möcht' sie sich denn unterschreiben: Ihre aufrichtige Freundin, wenn sie's nicht wär'? Ich möcht' meinen Kopf darum geben, daß es dieselbe Hannele ist, die vor dreißig Jahren meine beste Freundin gewesen war; es kann gar keine Andere sein. Nicht zehn Schritte auseinander haben wir gewohnt; ich hab' den ganzen Tag bei ihr gesteckt, sie bei mir, wir waren wie Zwillinge. Später sind wir auseinander gekommen, wie das schon unter Mädchen zu gehen pflegt, das Eine muß dahin, das Andere dorthin. Hat denn ein Mädchen einen Willen? Ich hab' deinen Vater genommen und bin auf's Dorf heraus, sie ist in der „Gasse“ geblieben und hat den reichen Ehrenfeld geheirathet, den ich auch hätte haben können. Ich hab' aber nicht gewollt, weil mir dein Vater lieber war. Seitdem hab' ich sie nicht gesehen — und jetzt schreibt sie mir nach dreißig Jahren! Hannele Ehrenfeld schreibt mir zuerst! da muß etwas ganz Außerordentliches vorgegangen sein.“

So hatte die Bäuerin in ununterbrochenem Redefluße ihrer Verwunderung über die Briefschreiberin Luft gemacht; der Sohn hatte sie reden lassen, denn es lag wahrscheinlich in seiner Disziplin, seinen Vorgesetzten in dessen Rede nicht zu unterbrechen. Dennoch konnte er nicht umhin, als die Mutter nun geendigt hatte, lächelnd zu fragen:

„Darf man schon lesen, Herr Oberst?"

„Um Gottes des Lebendigen Willen," rief die Bäuerin mit einem Male fast entsetzt aus, „Hannele Ehrenfeld wird doch in kein Unglück gekommen sein . . . sie wird mich doch nicht etwa brauchen?"

„Sei ruhig, Mutter," sagte lächelnd der Sohn, „brauchen will sie Dich wohl, aber mit dem Unglück sieht es gar nicht so arg aus."

Ein tiefer Seufzer kam aus der geängstigten Seele der wackeren Frau, es schien, sie glaubte der Versicherung des Sohnes nicht ganz recht. Dann aber ermannte sie sich.

„Und jetzt lies, Josef," rief sie mit großer Entschiedenheit.

„Herzliebste Gitel Leben!" beeilte dieser sich zu lesen.

„Sie erinnern sich gewiß nicht mehr an eine gewisse Hannele, die vor mehr als dreißig Jahren ist

Ihre beſte und treueſte Freundin geweſen. Es war uns aber Beiden von Gott beſtimmt, daß wir nicht ſollten beiſammen bleiben; denn wie hat meine gute Mutter (mit der der Friede ſei!) immer geſagt, wenn die Red' auf die Beſtimmung eines Mädels gekommen iſt? Ein Mädel, hat ſie geſagt, iſt wie ein Federl, man weiß nicht, wo es aus der Luft niederfällt. Und noch Eins, herzliebſte Gitel Leben, wenn man endlich den Mann bekommen hat, und wenn das Federl endlich niedergefallen iſt — dann erſt hat man Beiſpiele auf Beiſpiele in allen möglichen Sorten und Gattungen, daß das Federl gern wieder aufgeflogen und ganz verſchwunden wär'! Beſonders wenn Einem Gott das Unglück zugeſchickt hat, und macht Einen vor der Zeit zur Wittwe. Dreißig Jahre habe ich mit meinem ſeligen Ehrenfeld in Leid und Freud zugebracht, Sie haben ihn ja gekannt, herzliebſte Gitel Leben, was er zur Buß' geſagt, für ein elend Leben auf der Welt geführt hat; er hat nicht eine geſunde Stunde gehabt, und wie er vor zwei Jahren (einen Tag vor Purim hab' ich Jahrzeit) leider Gottes geſtorben iſt, da haben die Doktors geſagt, das was ihm gefehlt hat, iſt ein zu großes Herz geweſen. Gitel Leben! da haben Sie keinen Begriff davon, wie Schweres mir durch den Tod von meinem ſeligen Ehrenfeld geſchehen iſt. Ich

hätt' ihn gern noch gepflegt und gewartet, noch einmal und zweimal so lange, denn was thut man nicht Alles für einen kranken Mann, aber so bald hätt' ihn Gott doch nicht zu sich rufen müssen. Was hab' ich jetzt davon, daß ich in der ganzen Welt die reiche und angesehene Hannele Ehrenfeld heiße? Zu leben hätte ich genug gehabt, dafür hat mein guter Ehrenfeld nicht zu sterben gebraucht, und mit dem, was ich, Gott sei Lob und Dank! von ihm habe, hätt' er und ich noch bis zu hundert Jahren können auskommen, und hätten uns nicht brauchen ein grau Haar wachsen lassen. Es hat aber nicht so sein sollen, und so steh' ich jetzt ohne meinen guten Ehrenfeld mutterseel allein auf der Welt, und weiß nicht, was ich mit dem einzigen Kinde anfangen soll. Die Doktoren zerbrechen sich den Kopf, was meiner Rosel fehlt; der eine räth dies, der andere jenes, aber keiner hat noch gemacht, daß sie besser aussieht, und frisch und gesund wird. Wenn man sie fragt: „Rosa Leben, wo leidest Du? wo thut's Dir weh?" dann schüttelt sie den Kopf und zeigt aufs Herz! Leider Gottes! Ich will's gar nicht aussprechen, was meine Meinung über die Krankheit von meiner Rosa ist, ich glaub' aber, ihr fehlt, was ihrem Vater gefehlt hat, nämlich ein zu großes Herz. Neulich hat mir gar einer von den Doktores, der Dr. Prager,

gesagt — seinen Vater werden Sie gewiß noch gekannt haben, er hat Schimme Dorfgeher geheißen — des Kindes Krankheit, hat er gesagt, kommt von Überspannung und von dem vielen Bücherlesen her, und wenn ich nicht wollt', daß sie langsam dahinschwinde, so müßt' ich sie auf ein Dorf schicken, unter einfache Leute und in gesunde Luft, da könnt' ihr vielleicht noch gut werden. Da hab' ich ihn aber mit allem Respekt, den ich vor ihm habe, ganz gut ausgelacht, wie beschwert auch mein Herz war.

Mein Kind, Hannele Ehrenfelds Tochter, soll auf ein Dorf! Und von den Büchern sollt' sich ihre Krankheit herschreiben! So viele Pfund wiegt sie gar nicht, was sie an Silber schon gekostet hat, und französisch kann sie besser noch als deutsch. Es soll Eine auftreten, und soll so einen Brief schreiben, oder aus einem Buche so vorlesen, wie meine Rosa! Eine Prinzessin ist auch nicht feiner aufgezogen worden, wie mein Kind! Ich hab' ihn also gut ausgelacht meinen Herrn Doktor, und hab' das Kind nicht auf ein Dorf unter die Küh' und Hühner geschickt, weil das für meine Tochter nichts ist. Dazu hat sie ihr Französisch und Deutsch nicht gelernt, daß sie in ihrem achtzehnten Jahr soll unter einfache Leute gehen! Hab' ich nicht Recht, herzliebste Gitel Leben? Lebt sie denn nicht

unter einfachen Leuten? Ich verſteh' den Doktor gar nicht, was er damit meint. Weil er mich aber in einem fort ängſtigt, und mir Tag und Nacht vorhält, dem Kind könnte nicht beſſer werden, und es geht mir zu Grunde, ſo hab ich mich doch als Mutter dazu entſchloſſen, und will mir keine Vorwürfe machen. Und wie eine Stimme vom Himmel iſt mir dabei eingefallen, daß ich ſie nirgends beſſer aufgehoben hätte, als bei Ihnen, herzliebſte Gitel Leben. Thun Sie mir aus alter Freundſchaft den Gefallen, und nehmen Sie mein Kind zu ſich, es ſoll bei Ihnen geſund werden. Viel Mühe wird Ihnen das Kind nicht machen, wenn es nur einen Platz hat, wo es ein Buch leſen kann, iſt ſie zufrieden. Ich verlaſſ' mich darauf, daß ich keine Fehlbitte gethan habe, und ſchließe als Ihre aufrichtige Freundin Hannele Ehrenfeld."

Nachſchrift. Sie haben doch gewiß Roß und Wagen? Da könnt' Einer von Ihren Leuten bis Brandeis kommen, das iſt die Hälfte Weges. Da möcht' ich mit meiner Roſa warten, weil ich von meinem Geſchäft nicht lang abweſend ſein kann. Schreiben Sie mir mit umgehender Poſt, und ich werde nicht ermangeln, danach das Meinige einzurichten. Die Obige."

Lautlos hatte die Bäuerin das lange Schriftſtück

angehört, unverwandt hatten dabei ihre Blicke an den Lippen des Vorlesers gehangen. Als er jetzt innehielt, seufzte sie tief auf; sie war heftig bewegt!

„Das ist ein Rapport! Die versteht's fast so gut wie unser Feldwebel," sagte Josef, indem er sich erschöpft an den Baum lehnte.

„Weil Du nicht weißt, wie einer Mutter um's Herz ist," fuhr es heftig aus der Bäuerin, „weil Du gar nicht bedenkst, was Hannele Ehrenfeld leidet."

„Wie kommt das dazu?" fragte lächelnd der Soldat. „Du bist also schon fertig mit Deinem Beschluß?"

„Wie so?" entgegnete die Bäuerin und erröthete, als wäre sie auf einem verborgenen Gedanken ertappt worden.

„Ich seh' Dir's an," sagte Josef und sah sie dabei forschend an.

„Ich soll sie also nicht ins Haus nehmen?" fragte sie hastig, „ich soll also von Hannele Ehrenfeld, von meiner alten Freundin, mich umsonst bitten lassen?"

„Bittet sie Dich denn?" meinte Josef mit einem leichten Anflug von Hohn. „Sie will ihre Tochter nicht zu „einfachen" Leuten aufs Dorf geben, unter die Küh und Hühner — weil ihrs aber der Doktor streng kommandirt, so thut sie's doch, und schickt sie

zu uns. Sonst hättest Du in Deinem ganzen Leben kein Wort von Hannele Ehrenfeld gehört."

„Geh! geh!" eiferte die Bäuerin, „was hätt' sie mir schreiben sollen? Wenn man einmal Hausſorgen hat, setzt man sich zu keiner Correspondenz hin, und schreibt lange Briefe. Hab' ich ihr denn geschrieben? Jetzt braucht sie mich — schreibt sie mir.'

„Du willst sie also wirklich —?" fragte der Soldat nach einer Weile.

„Ich versteh' Dich gar nicht, was Du dagegen hast," sagte die Bäuerin; „auf's Essen und Trinken kommt's bei uns nicht an. Was soll mich also abhalten?"

„Hat der Vater den Brief gesehen?" fragte dann hastig der Sohn.

„Er hat mir ihn ja gegeben," entgegnete sie.

„Hat er ihn gelesen?" rief er hastig.

„Er hat aber gar nichts gesagt," erwiederte sie, als: Thu, was Du willst, Gitel. Du weißt ja wie er ist! Er verliert nicht gern ein übriges Wort, nicht einmal, von wem der Brief ist, habe ich aus ihm herausgebracht."

„Und ich, Mutter, sage Dir," rief der einstige Soldat mit starker Röthe im Gesicht, „ich sage Dir, wenn mir Hannele Ehrenfeld den ganzen Weg

bis zu unserem Dorf mit Gold pflastern möcht', so thät ich's auch nicht."

„Um Gotteswillen, warum nicht?" sagte die Bäuerin erschrocken.

Josef schien nach einem passenden Ausdrucke für seine Erregtheit zu suchen, seine Lippen zuckten wie vor innerem Grimm.

„Weil uns die reiche Hannele Ehrenfeld verachtet," fuhr es böse aus ihm heraus, „weil ich's nicht ertragen kann, daß man Bauersleute, wie wir sind, mit Kühen und Ochsen in eine Reih' stellt, und endlich zuletzt, weil ich nicht möcht', daß so eine Prinzeß, wie ihre Tochter ist, sich über uns lustig macht."

„Wo macht sie sich lustig?" fragte die Bäuerin mit ungläubiger Miene, „ich hab' nichts gehört."

„Weil ich Dir den deutschen Brief noch nicht vorgelesen habe," rief Jose höhnisch, „Du wirst Deine Wunder erleben, wenn Du ihn hörst."

„So lies ihn!" sagte die Bäuerin bestimmt.

Josef setzte sich neben die Mutter. Er las die in kühngeschwungenen deutschen Buchstaben geschriebene Zuschrift des Mädchens; sie lautete:

„Sehr neugierig bin ich schon darauf, was ich auf dem Dorfe für ein Gesicht machen werde. Es

ist mir eigentlich ganz kurios zu Muth, daß ich da unter Kühe und Erdäpfel kommen soll. Enfin (Josef sprach dieses Wort mit deutscher Accentuirung aus) was soll ich thun? Schiller sagt: Es gibt im Menschenleben Augenblicke, und solch ein Augenblick ist jetzt für mich gekommen. Leben Sie wohl, und empfangen Sie mit Wohlwollen Ihre sehr ergebene Dienerin Rosa Ehrenfeld."

Ein minutenlanges Stillschweigen waltete zwischen den Beiden nach der Vorlesung dieser Zeilen. Der Sohn unterbrach es zuerst.

„Und die willst du dir in's Haus nehmen, Mutter?" fragte er und lächelte sehr spitzig dazu.

Gitel, die Bäuerin, saß anscheinend in tiefem Sinnen ab, und hatte offenbar die Frage überhört. Mit einem Male stand sie auf, ihr Antlitz war tief geröthet, und ihre noch immer schönbraunen Augen leuchteten in einem ungewöhnlichen Feuer.

„Gerad' die!" sagte sie in kraftvollstem Tone, „gerade die! Das Mädel ist kränker, als du denkst!"

Mit raschen Schritten verließ die stattliche Frau den Garten. Der einstige Soldat sah ihr verblüfft nach.

III.

Die Prinzessin.

Gitel, die Bäuerin, mochte den Einfluß ihres einmal ausgesprochenen Willens auf Haus und Gesinde kennen; Frauen bleiben sich in dieser Hinsicht überall und unter allen Umständen gleich. Als ihr Mann, der „alte“ Bauer Rebb Feiwel Mittags vom Felde heimkehrte, trat sie ihm sogleich mit der Erklärung entgegen, es müsse „stantepe“ (stantepede) an Hannele Ehrenfeld geschrieben werden, und in den nächsten Tagen müsse Einer nach Brandeis, um das junge Mädchen von dort abzuholen.

„Warum nicht?“ entgegnete Feiwel in einem Tone, der sein vollstes Einverständniß voraussetzen ließ, „warum nicht? am Montag fahr' ich ohnehin mit Erdäpfeln nach Brandeis, da kann ich die Prinzessin gleich von dort mitnehmen.“

„Bist du auch so wie dein Sohn,“ schrie sie dagegen fast entsetzt, „und willst eine kranke Person auf deine Erdäpfelsäcke setzen? Ich will nicht einmal sagen, daß es Hannele Ehrenfeld's Tochter ist. Vielleicht verkaufst du die Erdäpfel nicht.“

Der alte Bauer kannte die Hofverhältnisse des

Kaisers der Birmanen fast genauer, als die der Freundin seiner Frau. Lustig versetzte er:

„Es ist schon manche auf einem Erdäpfelsack gesessen, die's mit Hannele Ehrenfeld mit sammt ihrer Tochter aufgenommen hätte."

„Auf die Erdäpfel wirst du sie nicht setzen," eiferte Gitel, „da könnt' sie den Tod davon haben. Und wenn ich selbst nach Brandeis kutschiren müßt', Hanneles Tochter muß mit Ehren bei uns aufgenommen werden; man soll nicht sagen, wir hätten wie Bauern an ihr gehandelt."

Mit großer Bestimmtheit erklärte sie sodann, wie sie diese ehrenvolle Aufnahme ins Werk setzen wolle. Vor Allem müsse das neue „Kutschel," das sie jüngst aus dem Nachlasse des Pfarrers gekauft, geputzt und hergerichtet werden; dann müßte man die zwei Schimmel vorspannen, die besser zögen als die arbeitgewohnten Braunen, und besonders müsse man darauf sehen, das sie weich sitze, und nicht zu sehr geschüttelt werde.

Der alte Bauer brummte etwas vor sich hin, was Niemand verstand, es mochte eben nicht voll Feinheit gewesen sein. Dennoch meinte er nach einer guten Weile, Gitel sollte zufrieden sein, er wolle zugleich Glöckchen an die Pferde binden, damit man

ſchon von Weiten wüßte, daß er mit Hannele Ehrenfeld's Tochter komme.

„Das laſſ' ja ſein, Feiwel," ſagte hierauf die Bäuerin, die dies für Ernſt annahm, „das Klingen mit den Glocken könnt' die Kranke erſchrecken. Das laſſ' ja ſein!"

Da ſchlug der Bauer ein Gelächter auf, daß es wie der Wiederhall eines ſchweren Geſchützes klang, und auch Joſef, der ſeit dem Vorleſen des Briefes mürriſch im Hauſe umherging, ſtimmte herzhaft darin.

„Lacht's nur," ſagte Gitel ohne jede Bitterkeit, „Keiner von euch Beiden weiß, wie man mit einem Kranken umgehen muß — und leider Gottes hat Keiner von euch Gefühl."

Was den ehemaligen Corporal betrifft, ſo hatte die Bäuerin auch vollkommen Recht; es war eine merkwürdige Erregtheit über ihn gekommen, ſeine ganze Natur ſchien mit einem Male eine tiefe Wandlung erfahren zu haben. Was ſeiner ſoldatiſchen Anſchauung am meiſten wehe that, war, daß die Eltern, beſonders aber die Mutter, ſo leicht auf das „Kommando" jener Hannele Ehrenfeld „parirt" hatte. Was ging ſie jene Frau mit all' ihrem Reichthum an? Warum hatte ſie der Mutter, deren Freundin ſie geweſen, in dreißig langen Jahren nicht geſchrieben? Jetzt erſt,

wo ſie ihrer dringend bedurfte, jetzt erſt erinnerte ſie ſich der ehemaligen Kameradſchaft. Habe die reiche Hannele das Recht, in einem ſolchen Tone mit der Mutter zu ſprechen, blos weil dieſe eine Bäuerin ſei? Überhaupt müſſe man zuerſt fragen, was mehr werth ſei: das Gewölbe der reichen Frau, oder der Hof mit allen Aeckern, Pferden und Kühen dazu, worauf die Eltern keinen Kreuzer ſchuldig wären. Des Briefes, den das kranke Mädchen geſchrieben, gedachte er übrigens gleichfalls mit Zorn. Wie ſich die „Putznaſe“ unterſtehen könne, über ihre Kühe und Ochſen zu ſpotten? Weil ſie franzöſiſch ſpreche und wiſſe, was Schiller ſagt, (Joſef wußte es nicht), deswegen habe ſie noch nicht das Recht, ſich über ihr Dorf luſtig zu machen. Er werde ihr aber zeigen, wie ein „Landmotz“ mit ſolchen Geſchöpfen umzugehen wiſſe, Zeitlebens werde ſie an ihn gedenken.

Joſef hütete ſich übrigens wohl, dieſe rebelliſchen Gedanken vor der Mutter zu offenbaren! er wußte, daß an der Sache nichts mehr zu ändern ſei. Sein ganzer Widerſtand beſchränkte ſich alſo darauf, daß er ganz gegen ſeine Natur unwirſch im Haus ſich herumtrieb, auf Fragen die Antwort ſchuldig blieb, und zuweilen ſogar träumeriſch vor ſich niederſah, als be-

ſchäftigten ihn Gedanken, die nicht gern errathen werden wollten.

Am Montag in aller Frühe fuhr der alte Bauer wirklich nach Brandeis; wie Gitel es geſagt, ſo war's geſchehen. Das „Kutſchel“ war friſch gewaſchen worden, und die zwei Schimmel ſtanden ſo glänzend geſtrählt da, als hätten ſie ihr Leben lang „herrſchaftliches“ Futter genoſſen. Mit eigenen Händen trug dann Gitel noch Polſter und Kiſſen herbei, damit die Kranke weich ſitze.

„Und gib gut Acht auf ſie,“ ermahnte ſie den Mann, während dieſer die Zügel zur Hand nahm, „daß mir Hannele keinen Vorwurf zu machen hat. Ich möcht' ihr die Tochter gern ganz geſund zurückſchicken. Hörſt Du?“

Der Bauer rückte ſtatt aller Antwort ſeine ungeſchlachte Geſtalt auf dem Wagen zurecht, Joſef hielt indeſſen die etwas unruhigen Roſſe; er verfolgte das Thun der Mutter, die immer neue Stärkungen für die Kranke herbeibrachte, mit ſtummen Blicken.

„Auf Eins, Vater, vergiß nicht!“ rief er endlich.

„Das iſt?“ meinte dieſer kurz.

„Daß Du mit ihr franzöſiſch redſt, ſonſt verſteht ſie Dich nicht.“

„Ich werd' mit ihr ſchon teutſch reden,“ lachte

der Bauer hell auf und fuhr durch das offene Hofthor hinaus.

Es war später Abend geworden; Sterne begannen bereits am Himmel hie und da zu glänzen. Es war noch nicht lange nach Pfingsten, die Frühlingszeit blühte im ganzen Lande. Das Getreide stand schon überall hoch in Ähren, und versprach eine gesegnete Ernte. In Feld und Haus gibt es um diese Zeit wenig zu thun; in Gottes Schutze ruht der schwache Halm, auf dessen Gedeihen Glück und Elend gebaut ist, der Mensch kann nichts thun als warten und sich gedulden. Dann erst kommt die Arbeit; — Sonne, Licht und Thau, alle guten Kräfte haben zusammengewirkt, bis der Tisch geschmückt ist, denn die holde Natur übergibt nur Fertiges.

Die Bäuerin begann schwere Sorgen zu empfinden, da sich die Ankunft ihres Mannes mit dem neuen Gaste verzögerte. Sie ging öfters voll Ungeduld vor das Haus hinaus, und lugte die Dorfgasse hinab, ob sie nicht kämen. Mit wunderbarer Gewalt hatten sich in ihrer Seele die Farben der ehemaligen Freundschaft aufgefrischt; sie war wieder jung geworden. Halb war es das Mitleid mit der unglücklichen Lage der reichen Wittwe, die sie mit ihrem Frauenherzen besser begriff, als die harten Männer, mehr aber noch das

Bild einer längſt entſchwundenen Zeit, die ihr nun heute in der Geſtalt des jungen Mädchens entgegentreten ſollte. Es gab Augenblicke, wo ihr die Geſtalt, die Bewegungen, ja ſelbſt einzelne Scenen, die ſie mit Hannele Ehrenfeld zuſammen erlebt, ſo greifbar vor der Seele ſich ſammelten, daß der dreißigjährige Zeitraum ihr wie eine Minute dünkte. Dann ſchrumpfte dieſes Bild der Vergangenheit wieder ſo unkenntlich zuſammen, daß ſie mit aller Mühe und Pein keines Zuges aus dem Antlitze ihrer Freundin ſich erinnern konnte. In dieſem Zuſtande von Sehnſucht und Gedankenſeligkeit erwartete ſie die Tochter Hannele Ehrenfeld's.

Dazwiſchen hatte ſie nicht vergeſſen, für die Beherbergung des Gaſtes die nöthigen Voranſtalten zu treffen. Sie hatte in der Eile ein nach dem Hofe hinausgehendes Hinterſtübchen, das man füglich als die „gute" Stube des Hauſes betrachten konnte, wohnlich herrichten laſſen; das Stübchen war ihr ſelbſt ſtets wie ein Heiligthum erſchienen, in das ſie ſich nur am Sabbath und an Feiertagen zurückzog. Jetzt kam es ihr faſt unwürdig eines ſolchen Gaſtes vor; nun trug ſie das Schönſte aus dem ganzen Haushalte zuſammen, um damit die vermeinte Armſeligkeit zu ſchmücken. Es war ihr auch wirklich gelungen,

und mit freudigem Stolze mußte sie sich selbst gestehen, daß keine „Prinzessin“ sich schämen dürfe, in der Stube zu wohnen. Den schönsten Schmuck bildeten aber unstreitig die altmodischen Porzellanschalen, die sie in die Wirthschaft gebracht, und die noch nie berührt worden waren.

„Geh' doch mal vor's Dorf hinaus, und sieh, wo sie bleiben,“ rief sie endlich dem unwirschen Sohne zu, „ich vergeh' fast vor lauter Sorgen, und Du kannst da sitzen wie ein Träumer. Du kommst mir wie ausgewechselt vor. Warum bist Du schon nicht längst über alle Berge? Kann denn dem Vater nichts geschehen sein?“

„Es wird immer so spät, wenn er auf Brandeis fährt,“ bemerkte Josef trocken.

„Aber Hanneles Tochter!“ rief die Bäuerin, „an die denkst Du nicht?“

Nach einigem Zögern ging Josef dennoch. Der Vater mochte wegen der „Prinzessin“ etwas langsamer gefahren sein, dachte er sich, daher die späte Zurückkunft. Er trat in die stille Nacht hinaus, ein zerschnittener Streifen Mondes wandelte am Himmel droben; ein eigenthümliches Leuchten ging von ihm aus; es war Josef, als ob er das zum ersten Male schaute. Er ging die Dorfgasse hinab; überall war

Ruhe nnd Schlummer, nicht ein Federchen konnte zu Boden fallen, daß man es nicht vernommen hätte. Da kam etwas über sein Wesen, das er nie gekannt hatte; es dünkte ihn, als müsse er jetzt stundenlang in die stille Nacht hineingehen, über sich den Mond, und sonst keinen Menschen zum Begleiter. Aus einem benachbarten Dorfe trug die reine Luft den Klang der neunten Nachtstunde herüber; er horchte auf, jeder Schlag der Uhr fand einen eigenthümlichen Wiederhall in seiner Seele. Eine Empfindung, die von der Angst nicht ferne lag, hatte den ehemaligen Soldaten überkommen.

„Es wird ihm doch nichts geschehen sein," dachte er vor sich hin, mehr als er es sprach. Er horchte wieder auf. Nicht das leiseste Geräusch, das fernem Wagenrollen glich, gelangte an sein Ohr. So war er an das Ende des Dorfes zum Mühlbach gekommen, über den ein schmaler Steg führt. In demselben Augenblicke betrat eine weibliche Gestalt das andere Ende des Steges. Der volle Strahl der Mondessichel fiel auf sie. Aus Josef's Brust rang sich ein Schrei der Überraschung herauf; es mochte ihm sein, als stünde er, der ausgediente Soldat, auf einer einsamen Wache, und plötzlich träte ihm aus der Nacht ein Gefährliches entgegen.

„Wer da!“ rief er mit durchdringender Stimme.

„Um Gotteswillen, ich bins ja!“ tönte eine feine Mädchenstimme zurück.

An der Aussprache und dem Klange dieser Stimme erkannte Josef sogleich, wen er vor sich hatte.

„Sie sind also Rosa Ehrenfeld, die wir für heute Abend erwarten?“ rief er, aber keineswegs im soldatischen Tone.

Die Gestalt machte einige Schritte vorwärts auf dem Stege. Unwillkürlich that Josef das Gleiche, so waren sie einander ganz nahe gekommen.

„Sind Sie aus dem Hause des Bauers, der mich von Brandeis hiehergebracht hat?“ fragte sie jetzt, minder ängstlich.

„Ich bin sein Sohn,“ sagte Josef und trat ihr ganz nahe.

Das Mädchen ließ ein Tuch fallen, das bis dahin zur Hälfte ihren Kopf bedeckt hatte; etwas Lieblicheres und Feineres hatte der Sohn des alten Bauers noch nicht gesehen; er starrte die Erscheinung an, als ob sie aus dem Boden herausgewachsen wäre.

„Sind Sie wirklich der?“ fragte sie nach einer Weile.

„Wer soll ich denn sein?“ meinte der Soldat beinahe furchtsam.

„Weil Sie gar nicht wie ein Bauer aussehen,“ sagte das Mädchen, dem eine flüchtige Prüfung genügt hatte, um zu diesem Schlusse zu gelangen.

Josef war so verwirrt von diesem eigenthümlichen Begegnen mitten in der Nacht, daß er die so nahe liegende Frage zu thun vergaß, wie sie ohne den Vater hieher gekommen.

In demselben Augenblicke ward Wagengerassel von der Straße her vernehmbar.

„Kommen Sie schnell,“ rief das Mädchen hastig, „da hinter uns kommt Ihr Vater, und ich wollte auf einem Sack Gerste und Erdäpfeln nicht sitzen, und so ins Dorf hereinfahren. Dazu bin ich nicht genug Bäuerin.“

Mit diesen Worten eilte sie über den Steg hinweg, Josef folgte ihr zögernd. Ein Leuchtkäferchen flog vor ihnen her, und zeigte den Beiden mit seiner Laterne den Weg zum Hause. Josef aber war es, als schwirrten hunderte und tausende von diesen Leuchtern um ihn her. So kamen sie in das Haus.

IV.

Die Ankunft.

Gitel, die Bäuerin, schrie nicht hell auf, als die sehnlichst Erwartete endlich mit Josef in die Stube

trat; sie war eine Frau von starken Nerven, und konnte einen Riß daran schon ertragen. Sie stellte sich nicht entzückt, ja nicht einmal verwundert über den neuen Gast, sondern benahm sich, wie es in der großen Welt heißen würde, den Umständen gemäß.

„S' Gotts willkumm, Rosel Leben," rief sie der Eintretenden mit ihrer starken Stimme entgegen, und ohne sich lange zu besinnen, nahm sie das Mädchen beim Kopf, und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Lippen. Dann nahm sie den Leuchter mit der brennenden Kerze vom Tische, und hielt das Licht gerade vor des Mädchens Angesicht hin.

„Soll ich leben und gesund sein," rief sie dann und der Ton dieses Ausrufes zitterte vor tiefer Bewegung, „die ganze Hannele, wie sie leibt und lebt! So hat sie vor dreißig Jahren ausgesehen."

War es das Seltsame dieses Empfanges, das Fremdartige der neuen Umgebung, die Unbefangenheit der stattlichen Bäuerin — das Mädchen begann plötzlich laut aufzuweinen, und wandte sich, als wenn es fliehen wollte, zur Thüre.

„Ich will nicht da bleiben," rief sie dazwischen, „ich will wieder fort; keine Minute bleib ich länger hier, ich will wieder zu meiner Mutter!"

Gitel, die Bäuerin, fühlte wohl, wie ihr diese

Worte ans Herz griffen, aber als eine Frau von Verstand faßte sie sich schnell; sie sah in aller Raschheit ein, um was es sich jetzt handle.

„Ich halt' Dich nicht, mein Kind Leben," sagte sie, „Du kannst gehen, wie's Dir beliebt, und wenn Du willst, lass' ich einspannen, und mein Sohn führt Dich wieder zurück. Gitel hält keinen zurück, der nicht bei ihr bleiben will."

Die Wirkung dieser wenigen Worte auf das Gemüth des Mädchens mochte keine geringe sein; langsam wandte sie sich von der Thüre ab, deren Klinke sie bereits ergriffen hatte, und zeigte ihr thränenbenetztes Gesicht in seiner ganzen Lieblichkeit und Feinheit. Gitel hätte nicht sagen können, wie ihr bei diesem Anblick ward, auch Josef nicht, der in einer Art von Verzauberung noch immer als Zeuge dieses seltsamen Vorganges dastand. Aber bei Gitel kam zu dem Gefühle tiefsten Mitleides, das sie mit den Thränen des Kindes empfand, denn Schönheit im Schmerz ist immer rührend, noch das volle Bewußtsein, daß Hannele Ehrenfeld's Tochter vor ihr stand, daß deren Ebenbild so zu ihr spreche, und in demselben Augenblicke, wo sie ihr Haus betreten, schon Miene machte es zu verlassen. Sie selbst war nicht länger

im Stande ihre Thränen zurückzuhalten, und mit vor Wehmuth zitternder Stimme sagte sie:

„Sieht es denn gar so schrecklich bei uns aus, oder meinst Du, man könnt' nicht einmal eine Nacht bei uns aushalten? Probir's nur, mein Kind, ich kann Dich ja bei Nacht und Nebel nicht fortschicken. Fürcht'st Du Dich denn nicht?"

„Gerad' weil ich mich fürchte, will ich fort," rief schluchzend das Mädchen.

Die Bäuerin horchte hoch auf.

„Du fürcht'st Dich? vor wem denn?"

„Vor dem Bauer —"

„Vor dem da?" rief Gitel, und zeigte auf ihren Sohn.

Das Mädchen warf hinter den Augenwimpern einen flüchtigen Blick auf den Bezeichneten, und that fast unsichtbar mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung.

„Vor dem also nicht?" sagte Gitel, „vor wem also denn?"

In diesem Augenblicke rasselte der Wagen in den Hof, und die laute Stimme Rebb Feiwel's ward vernommen. Unwillkürlich hatte sich das Mädchen wieder der Thüre zugewandt, ihre Hand lag bereits auf der

Klinke. Das war den ſcharfen Augen der Bäuerin nicht entgangen.

„Mir ſcheint, Du fürcht'ſt Dich gar vor meinem Mann," rief ſie. „Iſt das ſo?"

Das Mädchen entgegnete nichts, Gitel rief aber voll Luſtigkeit:

„Schämſt Du Dich nicht? Vor meinem guten Feiwel Dich zu fürchten, der keine Katz beleidigen kann! Was hat er Dir denn gethan? Es lebt gar kein beſſerer Menſch auf der Welt, um den Finger kann ihn ein kleines Kind wickeln, und Du fürcht'ſt Dich vor ihm?"

Es war gut, daß um dieſen Augenblick die großgeſtreckte Geſtalt des alten Bauers zur Thüre herein erſchien. Scheu, als habe es etwas Fürchterliches erblickt, flüchtete ſich das Mädchen an der Bäuerin Seite, und hielt ihren Arm feſt, während ſie auf den Bauer zaghaft ihr Auge richtete.

„Da iſt ja die Prinzeſſin!" rief er mit heiſerem Lachen. „S' Gotts willkumm, Prinzeſſin, wie hat Dir der Spaziergang geſchmeckt? Weißt Du, Gitel, was das „Prinzeſſel" angeſtellt hat? Vom Wagen iſt ſie heruntergeſprungen und iſt mir auf und davon. Was ſagſt Du dazu? Über eine halbe Stunde iſt ſie gelaufen."

„Um Gottes willen," schrie Gitel im Tone des tiefsten Entsetzens, „und das hast Du zugeben können! Feiwel, wo hast Du Deinen Kopf gehabt?"

„Hätt' ich ihr nachlaufen, und die wilden Pferde allein stehen lassen sollen?" sagte Rebb Feiwel gleichgiltig.

„Lebendiger Gott!" schrie die Bäuerin wieder verzweifelt, „das Kind hätt' ja den Tod davon haben können! Und warum hast Du das angestellt, mein Kind?"

„Ich hab' nicht länger auf dem Sack Erdäpfel sitzen können," schluchzte das Mädchen, „darum bin ich lieber abgestiegen und zu Fuß gegangen."

„Feiwel!" rief Gitel, und ihr sonst so gutmüthiges Antlitz überflog die dunkelrothe Farbe des Zornes, „das soll Dir Gott verzeihen, was Du mir an dem Kinde gethan hast. Hab' ich Dich nicht himmelhoch gebeten, Du sollst mir auf das Kind Acht geben, wie auf einen Augapfel, und Du läßt mir's eine halbe Stunde weit laufen, die Füße sich wundgehen, Hannele Ehrenfeld's Tochter, die so etwas nicht gewöhnt ist! Den Tod kann das Kind davon haben, und wer könnte das verantworten vor Gott und vor den Menschen? Feiwel, um Gottes willen, was hast Du denn gethan?"

Die Stimme der Bäuerin versagte vor Schmerz; sie brach in lautes Weinen aus.

„Ich versteh' Dich nicht, Gitel," rief dagegen hell auflachend der alte Bauer, „ich schwör' Dir darauf, es ist nicht ein Erdapfel im Wagen gelegen. Wie ich sie von Hannele Ehrenfeld in Brandeis übernommen habe, so bring' ich Dir sie wieder. Nicht ein Erdapfel ist in meinem Wagen gewesen; ich schwör' Dir darauf!

„Und weswegen beklagt sich denn das Kind? So aus dem hohlen Faß wird sie doch nicht reden?" fragte Gitel.

„Weiß ich?" entgegnete Feiwel achselzuckend, „was das kleine Prinzessel gehabt hat? Du weißt, in dem „Kutschel" vom Pfarrer könnt' eine Gräfin fahren, so weich und gut gepolstert ist es. Kann ich etwas dafür, daß es für die Tochter Hannele Ehrenfeld's zu hart ist?"

Gitel wußte, daß ihr Mann keiner Lüge fähig sei; und eben so schnell begriff sie als eine Frau von Verstand, daß das Recht eigentlich auf beiden Seiten sei. Rasch einlenkend sagte sie daher, indem sie mit ihrer Hand über das Gesicht Rosa's fuhr:

„Du wirst müd' sein, mein Kind, von dem Fahren und Laufen! Komm' auf dein Stübel, da findst Du

ein Bett, das ist weicher, als der Sitz in meines Mannes Wagen. Da schläfst Du Dich gut aus, und wenn Du Früh aufstehst, da wirst Du schon sehen, daß sich's auch bei Leuten auf dem Dorfe leben läßt."

Sie führte sie hinaus, das Mädchen sprach kein Wort dazu.

„Etwas Schönes hat sich die Mutter da eingewirthschaftet," sagte der alte Bauer, als sie draußen waren, zu Josef. „Was? wer sich eben nicht rathen läßt, dem ist nicht zu helfen. Was meinst Du dazu, Josef?"

Josef blieb diesmal die Antwort schuldig.

V.

Eine kühne That.

Der Schlaf floh in dieser Nacht die wackere Gitel; der Morgen graute bereits, und ihre Augen hatten sich noch nicht geschlossen. Sie horchte auf den Athemzug der in der angrenzenden Stube Schlummernden; bei dem leisesten Geräusche fuhr sie im Bette auf und lauschte, ob man nicht ihrer Hilfe bedürfe, und ob das „Kind" nicht weine. Schwere Sorgen waren über die arme Frau gekommen, die manches minder ernste Gemüth von sich abgeschüttelt hätte; aber sie, in der

ganzen Tüchtigkeit ihres Weſens, rang mit ihnen und ſah ihnen ins Auge. Oft ſeufzte ſie tief auf aus tiefſter Seele, die Größe der Verantwortlichkeit, die ſie mit der Aufnahme des Mädchens in ihr Haus übernommen, ſtand vor ihr drohend, ſie wußte ſich keinen Rath. Mann und Sohn waren dazu nicht zu gebrauchen, ſie hatten ſich ja, der Eine gleichgiltig, der Andere aber mit unverholenem Widerwillen gegen den Gaſt ausgeſprochen. Wenn das Mädchen wirklich krank war, wie die Doktoren behaupteten, und in ihrem Hauſe nicht geſund würde, welche Qualen für die Zukunft hatte ſie ſich aufgebürdet! Wenn das Kind, fern von ſeiner Mutter bei ihr ſtürbe! Man ſieht, die wackere Bäuerin hatte den Muth, ſelbſt dem Äußerſten ins Geſicht zu ſehen: aber trotzdem brachte ihr der bloße Gedanke eiſige Schauer. Doch dagegen ſprach ſich auch eine andere Stimme, die der Hoffnung aus. Das Kind ſei gar nicht ſo krank, als wofür es ausgegeben werde, flüſterte ihr dieſe nimmermüde Tröſterin zu; es ſehe zwar blaß und fein aus, das käme aber von dem vielen Lernen und Bücherleſen her. Wenn man ihr das abgewöhnen könnte. . . . Wahrlich! Gitel hätte nicht ſagen können, wie ſie das anſtellen wollte; ſie war keine gelernte Pädagogin. Alles, worauf ſich ihre Beweisgründe geſtützt hätten,

wäre der Satz gewesen: „Dem Kinde muß geholfen werden.“ Man hatte es ihr anvertraut, seine Mutter hatte es ihr, einer Mutter, übergeben — und wir wissen, daß die wackere Bäuerin ihre Freundin nicht vergessen hatte!

Der Morgen war längst herangebrochen; im Hause rumorten Knechte und Mägde herum, und dazu lachte die freundlichste Sonne am Himmel. Auch die Bäuerin war längst an ihre Geschäfte gegangen, kummervollen Gemüthes, denn der Morgen hatte ihr keinen Rath, keine Erlösung gebracht. Das Mädchen schlief noch, unbekümmert um den Lärm, den die Bäuerin trotz alles Zuredens nicht beschwichtigen konnte. Gitel freute sich über diesen Umstand; wer so ruhig schlafen konnte in den geräuschvollen Morgen eines Bauernhofs hinein, konnte doch nicht gar so krank sein! Als aber die Sonne immer höher und höher stieg, der Mittag nicht mehr ferne, und das Mädchen noch immer nicht aus dem Stübchen gekommen war, da erfaßte große Angst die wackere Gitel. Von einem so lange währenden Schlafe hatte die thätige Bäuerin keinen Begriff. Mit unhörbaren Schritten nahte sie sich dem Stübchen und horchte zuerst. Nichts regte sich. Da drückte sie auf die Klinke und trat ein.

Da lag das Mädchen und schlummerte noch. Die Sonnenstrahlen hatten sich breit und weit einen Weg durch das Fenster gebahnt, und spielten um das feine Antlitz des „Kindes," daß es eine anmuthige fast durchsichtige Röthe angenommen hatte. Die Bäuerin stand vor Verwunderung eine Weile da, und wagte kaum zu athmen, denn ein so holdes Bild jungfräulicher Schönheit hatte sie noch nie erblickt. Jenes Gefühl seligen Mitleids, wie es Mütter beim Anblick eines schlafenden Kindes empfinden, das sie nicht gerne wecken wollen, durchzog auch sie. Sie hatte nicht den Muth, die Ruhe dieses Kindes zu stören.

Aber mit dem scharfen Blicke einer Mutter entdeckte sie auch sogleich die Ursache dieses in den vollen Tag hineindauernden Schlafes. Von der ganzen Kerze, die sie vor dem Schlafengehen angezündet, war ein winziges „Stümpchen" übrig, und auf dem Kopfkissen lag ein offenes Buch, auf welchem ein Arm des Mädchens ruhte, als wollte sie es schützen.

„Lebendiger, großer Gott," schrie es innerlich in dem Herzen der Bäuerin auf, „und die soll nicht krank sein! Sie muß ja die ganze Nacht gelesen haben, woher soll dem Kind dann Kraft kommen? Was hat sich die Hannele Ehrenfeld nur gedacht, daß sie das hat zugeben können? Lebendiger Gott! wenn mir so

eine Tochter wär' beschert worden, ich hätt' sie ja behütet wie mein eigenes Leben."

Du täuschtest Dich, gute Gitel, in diesem Augenblicke! Du standest wirklich vor Deiner eigenen Tochter, und die eigene Mutter hätte nicht milder und weicher denken können.

Zuerst wollte sie in einer Aufwallung von Zorn das Buch vom Kopfkissen wegnehmen; es war ihr, als sähe sie Feuer und Flamme neben dem Haupte des Kindes, und dies mußte vor allem gelöscht werden. Aber schon in der nächsten Minute bedachte sie sich eines Anderen, sie durfte das Kind ja nicht wecken!

„Sie soll schlafen, so lang sie will," murmelte sie vor sich hin, und leise, wie sie gekommen war, entfernte sie sich wieder aus dem Schlafstübchen.

Das Mittagsessen mußte gerüstet werden. Mitten im Mahl fragte mit einem Male Rebb Feiwel, als ob ihm die Sache erst jetzt einfiele:

„Wo bleibt denn das Prinzessel? Verschmäht sie unsere Kost?"

„Sie schläft noch," entgegnete Gitel mit gesenkten Augen, als schäme sie sich dieses Geständnisses.

„Gitel! rief der alte Bauer, und legte vor starrem Erstaunen Messer und Gabel vor sich, „ das ist ja menschenunmöglich!"

„Warum haſt Du ſie eine Stund' weit laufen laſſen, zu Fuß, ſo ein verwöhnt feines Kind?“ ſagte die Bäuerin in beinahe gereiztem Tone; er ſollte wahrſcheinlich das Unzulängliche dieſer Anklage übertönen.

„Ich kann Dir ſchwören darauf, Gitel,“ ſagte der alte Bauer, „ſie iſt nicht eine Viertelſtunde weit gelaufen. Beim heiligen Johannes iſt ſie ausgeſtiegen, und von da lauft man doch nicht eine Stunde bis in unſer Dorf?“

„Die Mutter hat Recht,“ meinte Joſef, und hielt die Augen auf ſeinen Teller geheftet; „wenn man etwas nicht gewöhnt iſt, ſo kommen Einem zehn Schrittte wie eine Meile vor.“

Gitel warf einen dankbaren Blick auf den Sohn, den dieſer jedoch nicht bemerkte.

„Sie wird ſchon anders werden,“ ſagte ſie mit tiefſter Überzeugung. „Man wird nicht auf einmal eine Bäuerin!“

„Und zum Eſſen gibſt Du ihr gar nichts?“ fragte Feiwel.

„Laß ſie lieber ſchlafen,“ meinte die Bäuerin kurz, „das thut ihr beſſer, als alles Eſſen.“

„Eſſen muß der Menſch, das iſt meine Meinung,“ ſagte der Bauer mit großer Ruhe.

Weiter war von dem Mädchen nicht mehr die Rede, dafür sprach Rebb Feiwel von den Vorbereitungen zum morgigen Wochenmarkt. Rosa Ehrenfeld schlief indessen auch in den Nachmittag hinein; der Abend war gekommen, die Nacht hereingebrochen, und nichts deutete an, daß sie aus ihrem Schlummer erwacht war. In ihrem Stübchen regte sich nichts, so oft Gitel auch nachsah. Aber nicht der Bäuerin war die schwere Sorge wegen dieses Allen unerklärlichen Zustandes an der Stirne zu lesen; sie hatte auf jede Frage stets das allbereite: „Laß' sie lieber schlafen" zur Antwort. Jemand strich unausgesetzt um Gitel herum, und schien etwas auf der Seele zu tragen, für das er keinen Ausdruck finden konnte. Es war Josef.

Als Gitel einmal wieder an der Thür lauschte, ob sich noch nichts in dem Stübchen rege, sagte er mit einem Male:

„Sollt' ich denn nicht um den Doktor gehen, Mutter?"

„Warum?"

„Sie will ja gar nicht aufwachen!" rief er überlaut. „Mir kommt das zu besonders vor."

„Meinst Du?" fragte Gitel und sah den Sohn dabei ängstlich forschend an.

„Wie kann ein Menſch hintereinander ſo lange ſchlafen, ohne krank zu ſein? Ich gehe um den Doktor.“

„Eine Stunde weit gehen!“ rief die Bäuerin abwehrend. „Nein, nein,“ ſetzte ſie nach einer Weile wie beruhigt hinzu, „laß' ſie lieber ſchlafen, Schlaf iſt der beſte Doktor.“

Trotzdem ging jetzt die Bäuerin mit dem feſten Willen an die Thüre um dem unnatürlichen Zuſtande ein Ende zu machen. Sie drückte ſtärker an die Klinke und trat ein. Da ſaß Roſa aufrecht im Bette, den Kopf in die beiden Hände geſtützt, als wäre ſie gerade aus dem Schlummer erwacht. Freudigen Tones rief Gitel:

„Nun, wie geht's Dir, Roſel Leben? Dein lang Schlafen hat mir ſchon Sorgen gemacht.“

Das Mädchen richtete langſam ihr Haupt auf und blickte mit verwunderten Augen um ſich.

„Habe ich denn ſo lange geſchlafen?“ fragte ſie in langgezogenen Lauten.

„Mehr als vierundzwanzig Stunden, mein Kind,“ ſagte Gitel, „und jetzt iſt wieder Nacht.“

„Ich bin noch ſchläfrig,“ ſagte Roſel nach einer Weile und gähnte.

„Willſt Du denn gar nichts eſſen?“ fragte die

Bäuerin, „Du wirst Dich ja auf den Tod abmatten. Ist denn heute Jom Kippur (Versöhnungstag), daß Du mit Gewalt fasten willst?“

„Essen?“ wiederholte gedehnt Rosel, dann nickte sie fast unsichtbar mit dem Kopfe.

Die wackere Bäuerin war darauf bereits gefaßt. Ohne langes Besinnen eilte sie in die Küche hinaus und holte von dem warm gehaltenen Herde die Speisen herbei, die sie für das Erwachen Rosels aufbewahrt hatte. Es waren nach Gitels Meinung Leckergerichte, wie sie auf einer Grafentafel sich nicht zu schämen brauchten, und sie hatte sich in dieser Überzeugung auch nicht getäuscht. Anfangs langte das Mädchen mit schlaftrunkenem Widerwillen darnach; bald aber forderten die erwachten Lebensgeister ihr Recht. Gitel bemerkte mit inniger Freude, daß der Appetit des „Kindes“ ganz wie der einer „gesunden“ Person sei; sie glaubte das Klügste zu thun, wenn sie Rosel so wenig als möglich mit Fragen und Antworten unterbrach. Auch Rosel schien nicht große Lust zum Sprechen zu haben. So kam es, daß das kleine Mahl in wenigen Augenblicken verschwunden war, zu der Bäuerin großer Freude, die sich dadurch von der Angst, das Kind könnte „sich aushungern“ befreit sah.

„Biſt jetzt ſatt, Roſel Leben?“ fragte ſie unnöthiger Weiſe.

Roſel nickte ſtatt aller Antwort nur mit dem Kopfe, und langte nach dem Buche, das auf den Kopfkiſſen lag.

„Was willſt Du jetzt thun, Roſel Leben?“ rief die Bäuerin wahrhaft erſchrocken.

„Leſen will ich,“ ſagte das Mädchen gleichgiltig und begann in dem Buche zu blättern.

Gitel fühlte, wie ihr alles Blut aus dem Herzen zum Kopfe ſchoß, ſie wurde feuerroth im Geſichte. Zorn war es, der in ihr überwallte gegenüber dem unvernünftigen Verlangen dieſes Kindes. Dennoch war die Scheu, dem Kinde ihrer Freundin wehe zu thun, ſo überwiegend in ihr, daß ſie in ſich ſelbſt das Maß fand, um dieſer Gereiztheit Herr zu werden.

„Mein Kind,“ ſagte ſie anſcheinend ruhig, „in meinem Hauſe muß vor dem Schlafengehen alles Feuer gelöſcht ſein.“

Roſel ſchaute verwundert auf; ſie begriff wahrſcheinlich nicht, in welchem Zuſammenhange das Feuer im Hauſe mit ihrem Buche ſtand.

„Leſen kannſt Du, wann Du willſt,“ fügte Gitel ſogleich als Erläuterung hinzu, „nur nicht jetzt. Die Nacht hat Gott eingeſetzt, daß man ſich ausruhe, nicht

aber, daß man sich abmatte und die Augen verderbe. Ich weiß zwar nicht, was da in dem Buche steht; aber wär' es noch so schön, die Gesundheit an einem Mädchen ist doch tausendmal schöner — und Du bist nicht gesund, mein lieb' Kind!"

„Mir fehlt nichts," entgegnete Rosel trotzig, „und meine Mutter hat mir das Lesen niemals verboten."

„Deine Mutter!" rief die Bäuerin voll Wärme, „Deine Mutter ist eine arme Wittwe mit all ihrem Geld, und konnt' sich um Dich nicht umsehen. Sie hat Dir Alles nachgeben müssen, und in Allem deinem Kopf folgen. Darin mein lieb' Kind Leben liegt deine Krankheit; glaub' das, Rosel, denn ich kenne mich aus in diesen Sachen und habe auch Kinder gehabt. Jetzt aber bist Du mir anvertraut, und ich bin deine Mutter! Und so sage ich Dir's, mein Kind, wir sind Bauersleute, und bei uns nimmt man das Wort nicht so genau und legt's auf die Wage. Bei uns, sag' ich Dir, folgt das Kind seiner Mutter und lehnt sich nicht dagegen auf, und wenn die Mutter etwas anbefiehlt, so schweigt das Kind und denkt sich: die Mutter muß das besser verstehen. Wo käme die Welt hin, wenn jung' Blut klüger sein wollte, als alte Leut'? Ich, meine liebe Rosel Leben, bin schon eine alte Frau, und stell' jetzt deine Mutter vor. Wie ich noch so jung war

wie Du, hab' ich nicht gewußt, was auf ein Quentel geht; in deinem kleinſten Finger haſt Du mehr gelernt, als ich in meinem ganzen Leben! Deſſentwegen darfſt Du aber doch nicht glauben, daß ich nicht weiß, was Dir gut thut. D'rum folg', mein lieb' Kind Leben, glaub' mir, Du wirſt's nicht bereuen."

Lautlos hatte das Mädchen dieſe lange Rede der ſtattlichen Gitel vernommen, und als dieſe jetzt, mehr aus Erſchöpfung als aus Mangel an Stoff, innehielt, denn ihr Herz war übervoll, drückte Roſel das Buch an ſich, als fürchtete ſie, es könnte ihr entriſſen werden. Sie blickte dabei ſtarr vor ſich hin; ſie hatte kein Auge für ihre herzliche Rathgeberin.

„Nun, haſt du mir nichts zu ſagen?" fragte Gitel nach einer Weile, während ſie das Mädchen ſcharf beobachtet hatte.

„Meine Mutter hat's mir nicht verboten," brachte endlich Roſel heraus, indem ſie das Buch heftiger an ſich drückte.

„So verbiet' ich dir's," rief die Bäuerin mit lautſchallender Stimme, und mit einer raſchen Handbewegung entriß die kräftige Frau das Buch.

Erſt ſchaute Roſel entſetzt über dieſes ungeheuerliche Thun, mit weitaufgeriſſenen Augen zur Bäuerin; dann ſank ſie leiſe wimmernd in ſich zuſammen.

„Ich will's vor Gott und vor deiner Mutter schon verantworten," sagte die Bäuerin noch in der Heftigkeit ihres Thuns, und wandte sich zum Gehen.

Aber an der Thüre wäre sie fast umgekehrt; das Weinen des Mädchens schnitt ihr durchs Herz. Vielleicht durchzuckte sie der Gedanke, ob sie denn auch das Recht habe, so willkürlich, so herrisch in das Wesen dieses Mädchens einzugreifen; aber wie unter der Gewalt einer inneren Stimme rief es in ihr: „Laß dich nicht irre machen, Gitel, was Du thust, kannst Du verantworten!"

Und sie ging; das Buch nahm sie mit sich.

VI.

Zum Lichte!

Wenn Naturen, wie die unserer Gitel, einmal aus dem Kreise gewöhnlichen Thuns heraustreten, fällt es ihnen meistentheils schwer einzulenken; denn in der Selbständigkeit eines Charakters liegt es eben, daß er nicht so leicht zum Geständniß eines etwaigen Übergriffes zu bewegen ist. Die Bäuerin war sich wohl bewußt, daß sie zu weit gegangen; sie hatte Rechte ausgeübt, die nur der wirklichen Mutter zukamen; aber sie bereuete ihr Verfahren nicht. Wie

heiß auch die Thränen des Mädchens auf ihrer Seele brannten — das Buch hätte sie ihr nicht zurückgestellt, und hätte man ihr große Schätze dafür geboten. An einem Buche sollte es liegen, daß ein Mensch gesund werde! Hatte man sie darum auf's Dorf geschickt, daß sie da Bücher lese? Gesund sollte sie werden und ihr hatte man sie anvertraut! Konnte sie weniger thun, als was jede Mutter gethan hätte?

So beschwichtigte Gitel die einzelnen Stimmen, die ihr wegen des gewaltsamen Verfahrens denn doch Vorwürfe machten; und eine Genugthuung, die nahezu an Triumpf grenzte, füllte ihre Seele aus.

„Besser ist's, sie weint jetzt als später," sagte sie bei sich, indem sie selbst zur Ruhe ging. „Hannele ist eine arme Witwe, die sich nicht zu helfen weiß. Läßt das Kind Französisch lernen, und Gott der Lebendige weiß, was noch Alles, aber daß sie zur Zeit folge und nicht rebellisch sei, das hat sie ihr leider Gottes nicht durch Lehrer einbringen lassen! Jetzt spürt man es, und das Holz läßt sich vielleicht nicht mehr gerade biegen!"

Die Bäuerin schlief in dieser Nacht so ruhig und sanft, wie Menschen, deren Gewissen kein Fleck trübt, nur immer schlafen können.

Aber als sie in aller Frühe das dicke Gebetbuch

hernahm, da mußte der, zu dem sie die heiligen Worte hinaufschickte, denn doch manchen tief aus der Brust geholten Seufzer vernehmen; das Geschehene trat erst jetzt in seinen möglichen Folgen vor ihren Geist. Wie alles Gebet nur Demüthigung ist vor einem Höhern, ein Klären und Reinigen des Niedersatzes in unserem Gemüth, so trat auch bei der Bäuerin das Gefühl der selbständigen That, die sie in der Nacht fast über sich selbst erhoben hatte, vor dem Gedanken zurück, wie viel sie über sich genommen, wie viel sie zu verantworten habe! Klar war sie sich dessen bewußt, nicht in nebelhaften Umrissen, daß, was sie begonnen, auch zu Ende geführt werden müsse. Gott möge ihr nur seine Hilfe dazu geben; ihm stellte sie Gelingen und Nichtgelingen anheim.

Sollen wir es geradezu heraussagen? Die gute Bäuerin schämte sich gewissermaßen, daß sie wieder vor Rosels Angesicht treten sollte. Aengstlich überlegte sie, wie sie ihr, die sie so tief gedemüthigt glaubte, entgegengehen, ob sie im Tone der Strenge, oder in den milden Lauten der Versöhnung mit ihr reden solle. Sie rang nach einem Entschluß, und je mehr sie darüber nachsann, desto zweifelhafter war ihr die Art des zu beobachtenden Benehmens. Die Bäuerin war nie in einer solchen Lage gewesen; jede Verstellung lag ihr

fern! Zum ersten Male in ihrem Leben machte sich in ihr eine Macht geltend, deren sie in ihren einfachen Verhältnissen nie bedurft hatte.

Aber diese Stimmnng hielt nicht lange an. Plötzlich kam ihr der Gedanke: wie wenn das Mädchen erzürnt über die Behandlung, die ihr gleich am ersten Tag ihrer Ankunft geworden, den Entschluß gefaßt hätte, wieder heim zu wollen? ob sie sie zurückhalten könne und dürfe? Gitel war darauf gefaßt, daß Rosel ihr mit diesem Antrage entgegenkommen werde; es war gar nicht anders möglich.

Was sollte sie ihr in diesem Falle antworten? Sie durfte nicht heimkehren, bis Befehl von ihrer Mutter eingetroffen; darüber war sie im ersten Augenblicke mit sich im Klaren — sie brauchte nur ein entschiedenes: Nein! zu sagen. Aber wenn Rosel nicht gehorchen wolle, sollte sie das Mädchen mit Gewalt zurückhalten, ihr eigenes Haus zum Gefängnisse für eine sich hinaussehnende Seele machen? Minder starke Gemüther wären von dieser Aussicht erschreckt, bereit gewesen, sich so bald als möglich von der Unruhe einer unangenehmen Lage zu befreien; aber das tüchtige Wesen unserer Bäuerin erhob und stärkte sich gerade unter dieser Last. Der Gedanke, daß das Mädchen Widerstand leisten könne, erhitzte ihr Blut, und

machte, daß sie sich zur vollen Höhe ihrer tief sittlichen Anschauung erhob. Eine Mutter ist für die andere verantwortlich! so sagte sie zwar nicht, aber es war der Kern ihres innersten Denkens, „was der Einen nicht gelang, das sollte die Andere versuchen.“ Und in dieser Lage befand sich Gitel, die Bäuerin, soeben! Hinweg war nun jedes Gefühl von Scheu; aufgerichteten Hauptes schritt die Bäuerin über den Hof nach dem Garten; dort auf der Bank unter dem Kirschenbaum, wo sie gewöhnlich saß, wollte sie Rosel erwarten. Dahin wollte sie das Mädchen rufen lassen, und gedachte mit ihr zu reden, wie es sich geziemte!

Aber wie ward ihr, als sie beim Eintritt in den Garten auf derselben Bank unter dem Kirschenbaume wohin sie Rosel kommen lassen wollte — sie selbst sitzen sah. Sie traute ihren Augen nicht und glaubte zu träumen. Nun sah sie schärfer hin, und in der That saß dort das Mädchen mit dem Rücken ihr zugewandt, und in beide Hände den Kopf gestützt, fast in derselben Stellung, wie sie sie gestern verlassen hatte. Gitels Herz schmolz bei diesem Anblick vor Wehmuth; sie hatte Trotz und Widerstand erwartet, und nun fand sie das Mädchen in solcher Lage.

„Rosel Leben!“ konnte sie sich nicht enthalten in den weichsten Tönen zu rufen.

Da ließ das Mädchen die Hände vom Gesichte herabgleiten und schaute sich um. Doch kaum gewahrte sie die Bäuerin, als sie aufs Neue den Kopf in beide Hände vergrub. Es schien zugleich, als weinte sie.

„Rosel Leben!“ rief die Bäuerin noch einmal, und war ihr nun ganz nahe gekommen.

Trotz dieses milden Zurufs blieb das Mädchen in derselben Stellung, und stand nicht auf, um der Bäuerin entgegen zu gehen.

„Bist auf mich bös, Rosel?“ sagte Gitel, und legte ihre Hand auf den Kopf des Mädchens.

Rosel zuckte von dieser Berührung zusammen.

„Ich sollt' bös sein?“ rief sie schluchzend, und ließ die Hände vom Antlitz fallen, „ich bin ja in dieser Nacht ganz anders geworden.“

„Mein Kind! mein lieb' Kind!“ rief die Bäuerin in so herzaufschreienden Lauten, wie sie sich nur dem höchsten Glück oder dem tiefsten Leid entringen.

„Ich bin ganz anders geworden in der Nacht,“ wiederholte Rosel noch einmal, und es lag eine solche Wahrheit in diesem Geständnisse des jungen Mädchens, daß selbst ein ungläubiges Gemüth davon wäre getroffen worden.

Die Bäuerin fand keine Worte für die Empfin-

dungen dieſes Augenblickes; die Hand, die noch immer auf Roſels Kopfe lag, zuckte und zitterte, und ihre Lippen zitterten ebenfals wie ihr Herz unter dem Eindrucke des Gehörten.

„Gott! Lebendiger!“ rang es ſich endlich mit Innigkeit aus ihr, wie hab' ich nur das erleben können, was ich gar nicht gehofft habe? Ich verdien' ja gar nicht, was Du mir da beſchert haſt!“

Dann nach einer Weile ſagte ſie:

„Wie iſt nur das geſchehen, Roſel Leben? ich habe ja geglaubt, Du wirſt bei uns nicht bleiben wollen und wirſt fortgehen, und jetzt red'ſt Du ſo zu mir!“

„Wenn Sie mich nicht fortſchicken, ſo geh' ich nicht!“ rief Roſel und ſchaute zur Bäuerin auf.

„Lebendiger Gott!“ ſchrie Gitel mit der ganzen Gewalt ihrer Stimme, „wir ſollten Dich fortſchicken! Wir wollen Dich ja halten, wie ein Stück Gold! Thu' mir aber nur gleich einen Gefallen.“

„Was denn?“ ſagte Roſel und lächelte.

„Red' Du mit mir.“

„Mutter!“ ſagte das Mädchen mit Innigkeit und wandte ihr volles Antlitz in ſeiner ganzen Lieblichkeit und Feinheit gegen die Bäuerin.

„Und Du biſt mein Kind! meine Tochter!“ rief die Bäuerin in tiefſter Erregtheit.

Sie mußte ſich auf die Bank niederlaſſen; es war eine körperliche Schwäche ungewöhnlicher Art über die ſonſt ſtarke Frau gekommen.

Dann nahm ſie die Hand des jungen Mädchens in die ihre und hielt ſie minutenlange umſchloſſen.

„Und jetzt ſag', Roſel Leben," begann ſie wieder. „was iſt mit dir geſchehen? Wie biſt Du auf einmal ſo ganz anders worden? Ich mein' faſt, es iſt ein Wunder Gottes vor meinen und deinen Augen vorgegangen!"

„Ich ſchäm' mich, Mutter!" ſagte Roſel mit geſenkten Blicken. „Wie du geſtern in der Nacht von mir fortgegangen biſt, da war mir's, als ſollt' ich nicht mehr den heutigen Tag erleben. Ich hätte vor Scham ſterben mögen. Denn ſo hat noch kein Menſch mit mir geſprochen, wie Du, nicht einmal meine Mutter. Beſonders die nicht! und auch kein Anderer hätte ſich unterſtanden, mir etwas zu verweigern, oder gar weg zu nehmen. Alles hat ſich von jeher bemüht mir gefällig zu ſein, niemals hat Jemand ein ernſtes Wort mit mir geſprochen, als fürchtete man mir wehe zu thun. Wie ſollt' ich da nicht verwöhnt und verzogen werden. Du, Mutter, biſt die Erſte geweſen, die ohne Scheu mit mir geſprochen hat, wie man immer mit mir hätte reden ſollen. Mein Ankommen bei

Euch war eine Beleidigung schon; ich bin deinem Mann weggelaufen, als wäre er mein Bedienter und ich eine Prinzessin, und auch deinen Sohn habe ich beleidigt."

„Wie so?" frag'e Gitel.

Ein flüchtiges Erröthen flog über das liebliche Antlitz des Mädchens, die Bäuerin bemerkte es aber nicht.

„Euch Alle habe ich verletzt und beleidigt, Dich vor Allen, Mutter, die Du mir doch so liebreich entgegengekommen bist. Du aber hast Dich daran nicht gekehrt, Du hast Dich nicht gescheut, mich gerade da anzugreifen, wo mich kein Anderer zurechtgewiesen hätte! Du hast mir mein Buch weggenommen!" —

„Laß gut sein, Rosel Leben," meinte Gitel, und es klang fast wie eine Entschuldigung, „laß gut sein, ich hab' es Dir weggenommen, weil ich nicht wollte, daß Du in der Nacht daraus lesen sollst."

„Nein, nein Mutter," rief Rosel, „nicht für die Nacht allein! Meine Bücher passen überhaupt nicht hieher; ich habe Unrecht gehabt, sie mitzubringen! Was soll ich hier auf dem Dorfe damit? Davon werd' ich hier nicht gesund!"

So klagte das Mädchen selbst sich an; so demüthigte sich eine Natur, die plötzlich aus kindischem Trotz und Eigenwillen, aus Verwöhnung und Verfeinerung zur

vollen Blüthe aufgebrochen war. Niemand hätte sagen können, wie das geschehen war, nicht einmal das Mädchen selbst. Rosel hatte in ihrer eigenen Seele einen unbekannten Schatz entdeckt — nun lag er zu Tage. Aber nicht darin bestehen solche Wunder, wie sie der Menschengeist täglich offenbart, wer sie nur zu beobachten versteht. Daß es Gitel, die vergessene Bäuerin auf einem einsamen Dorfe, sein mußte, die ihr dazu verhalf, darin, dünkt uns, wäre die Wandlung zu suchen, die Vielen wundersam vorkommen dürfte.

„Laßt gut sein, Rosel Leben," rief Gitel wieder, „werde Du nur gesund."

„Mutter, mir fehlt nichts mehr!" sagte Rosel.

VII.

Ein Brief Rosels nach acht Wochen.

„Liebe Muter Leben bis zu hundert Jahren!

„Bevor Du in diesem Briefe weiter fortliest, sei so gut, und schicke um meinen früheren Lehrer Herrn Julius Arnsteiner; er möchte aber sogleich kommen.

Ich seh' ihn schon, wie er in seinen chocoladfarbigen Rock, an dem immer zwei Knöpfe fehlen, hineinschlüpft, und sein weißes Halstuch sich zurecht rückt, das immer aussieht, als hätte er es am letzten Rosch-

ha-schana (Neujahr) zuerst angezogen. Wenn er nun bei Dir ist, so sag' ihm: „Herr Arnsteiner, Sie haben einmal eine Schülerin gehabt, die hat Rosa Ehrenfeld geheißen (ich heiße aber jetzt Rosel), ich weiß, Sie haben sich alle Mühe genommen, um ihr etwas in den Kopf hineinzubringen, aber es hat gar nichts genützt und sie macht Ihnen keine Ehre. Seit den acht Wochen, die sie auf dem Dorfe ist, hat sie alles Lernen rein vergessen; sie weiß nicht mehr, was die schlechteste unter Ihren Schülerinnen kann. Sehen Sie sich z. B. dieses Geschreibsel an, sollte man nicht meinen eine Fliege sei ins Tintenfaß gefallen und dann übers Papier hingekrochen? Wo ist die schöne Schrift, die sie von Ihnen erlernt hat, und die ihr der beste Buchhalter nicht nachgemacht hat?" Liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren! es kommt noch etwas viel Ärgeres und was Herrn Julius Arnsteiner noch besonders ärgern wird. Ich weiß nämlich gar nicht mehr, ob es in der Welt eine Grammaire von J. B. Machat gibt, woraus ich alle die schönen Aufgaben gemacht habe, und die mir doch nicht in den Kopf gegangen ist. Alles ist fort, nicht eine Vokabel ist in meinem Gehirne geblieben. Mit wem sollt' ich französisch reden? Mit Rebb Feiwel, oder mit Josef? Auch von der deutschen Sprachlehre weiß ich kein Wort

mehr, und ob ich in der halbvergangenen Zeit ſpreche, wie Herr Arnſteiner immer wollte, oder in der zukünftig vergangenen, das iſt mir jetzt Alles gleichgiltig. Und beſonders die Participialconſtruction, worauf er ſich immer etwas zu Gute that, und die ich nicht habe ausſtehen können, gerade die Participialconſtruction iſt mir verloren gegangen. Der redliche Finder kann ſie aber behalten.

„Ja, liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren, das Alles iſt aus deiner Tochter geworden, und meinſt Du, ſie grämt ſich darüber? Dafür lerne ich jetzt andere Dinge, nnd frag' nur einmal meinen Lehrer Joſef, wie er mit mir zufrieden iſt? Was kann man aber Alles wiſſen ohne J. B. Machat's franzöſiſche Grammatik und ohne Herrn Arnſteiner's Participialconſtruction? Das erleb' ich jetzt alle Tage! Da gehe ich z. B. mit Joſef durch ein Feld; plötzlich bleibt Joſef ſtehen und fragt mich: Fräulein Roſa! (ich weiß nicht warum er mich nicht Roſel nennt) wiſſen Sie, was auf dieſem Felde wächſt? — Wie ſoll ich das wiſſen? habe ich das von Herrn Arnſteiner gelernt? Da reißt er einen Halm ab, und erklärt mir, das ſei Sommerfrucht; dann bleibt er wieder bei einem andern Felde ſtehen und ſagt mir: Das da iſt Winterfrucht! Oder es fliegt ein Vogel mitten aus der Saat auf.

„Rosa," fragt er wieder, „hören Sie dort die Amsel? Sehen Sie, wie dort jener Specht nach Nahrung ausgeht?" Oder wir gehen durch einen Wald! Mutter, wie schön ist's in so einem Walde! Jeden Baum, jeden Strauch kennt der Josef, und neulich, wie ich recht anmaßend von einem Baume sage: „Da auf der Eiche hoch oben zu sitzen, muß etwas Schönes sein!" hat er mich ausgelacht, und als ich ihn fragte, warum er so lache, meint er: „Rosa, das ist ja eine Buche!" Liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren! ich will Dir etwas vertrauen, Du darfst es aber nicht weiter sagen. Ich habe Herrn Julius Arnsteiner, der doch gewiß ein sehr geschickter Mensch ist, im Verdacht, daß er selber nicht weiß, was eine Buche oder eine Eiche ist. Woher soll er das auch wissen? Ich glaube, seit den vierzig Jahren, die Herr Julius Arnsteiner auf der Welt ist, hat er nicht Zeit gehabt, sich eine Blume oder ein grünes Feld anzusehen. Dem Feld kann er ja keine Lektionen geben, jeder Vogel auf dem Baum möcht' ihn auslachen!

„Überhaupt, liebe Mutter, haben die Leute in der „Gasse" gar keinen Begriff davon, was so ein Bauer alles wissen muß; es geht in manchen Kopf nicht hinein: Und merkwürdig ist's, wie die Leute nichts vergessen, was sie einmal gelernt haben. Von Rebb

Feiwel nimmt mich das nicht Wunder, der ist ein alter Bauer, aber Josef ist durch fünf Jahre unter den Soldaten gewesen und weiß heut zu Tage noch Alles mit Namen zu nennen, was da blüht und wächst, was fliegt und kriecht im Feld und Garten. Er hat einen Feldwebel gehabt, von dem erzählt er immer, und im ungarischen Kriege sind ihm zwei Finger abgeschossen worden, nämlich dem Josef, nicht dem Feldwebel. Gott der Lebendige weiß, wo sie liegen. Ich habe das lange nicht gewußt, daß sie ihm fehlen, es ist mir wie ein Stich durchs Herz gegangen, wie ich es vor einigen Tagen bemerkt habe. Da erst hat er mir erzählt, daß er Soldat gewesen, und wie es ihm in der Schlacht ergangen. „Josef," sagte ich zu ihm, „das muß Ihnen ja sehr wehe gethan haben; nicht wahr, Sie haben geweint?" — „Ein Soldat weint nicht," sagte er darauf, und dann hab' ich die Finger für meinen Kaiser verloren! Hat der befohlen, daß mein Vater Haus und Hof zu eigen haben darf, so kann ich auch die paar Finger für ihn hergeben! Aber Eines hat mich doch dabei zumeist geschmerzt!" — „Was?" habe ich gefragt. — „Wie ich im Spital im Wundfieber gelegen bin, ist mir's alleweil vorgekommen, als hätte ich noch alle meine zwei Finger und ginge hinter einem Pflug einher, den ich drehte und wendete, je

nachdem es der Boden erforderte. Wenn ich dann aufwachte und spürte, daß die Finger mir fehlen, und daß ich vielleicht durchs ganze Leben ein Krüppel bleiben und keinen Pflug werde mehr anrühren können, da hätte ich darüber bald geweint!"

„Denk' Dir nur, Mutter, auf seinem Schmerzenslager, mit zwei abgeschossenen Fingern, träumte er von nichts Anderem, als wie er hinter dem Pflug wieder geht!

„Übrigens hat's ihm, Gottlob' nicht geschadet. Der Josef hebt selbst mit der Hand, woran ihm die zwei Finger fehlen, einen Sack Getreide auf den Wagen, wovon Herr Julius Arnsteiner augenblicklich den Tod haben möchte. Die Wunde ist längst zugeheilt, und mir scheint, Josef ist stolz darauf!

„So liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren! jetzt mach' ich in meinem Geschreibsel einen Athemzug und will schließen. Morgen wird zum ersten Male auf Rebb Feiwel's Feld geschnitten, das wird ein heißer Tag werden und ich freu' mich schon seit vier Wochen darauf. Wie ich aufs Dorf kam, sind mir die grünen Halme desselben Feldes bis ans Knie gegangen; jetzt sind sie goldgelb und so hoch, daß ich mich darin verbergen kann. Es wird heuer ein gutes Jahr, sagt Josef. Im Hof schleift der Knecht Pawel

die Sense. Früher wäre mir ein solches Geräusch durch die Seele gegangen und Schauer hätten mich erfaßt, jetzt hör' ich und lausche — und ich weiß selbst nicht, was ich daran so gerne höre.

„Jetzt beginnen die großen Arbeiten bei uns. Wer es nicht mit eigenen Augen sieht, würde es nicht glauben, welche Mühe und Plage meine Hausleute haben. Unsere Hausirer und Dorfgeher plagen sich gewiß auch, was ist aber der größte Pack mit altem Zinn oder Hasenhäutchen gegen das, was Josef in einer Stunde eines Sommertages vollbringt? Dabei ist er stark und frisch, und die Gesundheit lacht ihm aus den braunen Augen. Warum sieht keiner unserer Hausirer aus, wie mein Rebb Feiwel? Wenn Du mich nicht bald von hier fortnimmst, werde ich noch eine ganze Bäuerin. Ich bin Deine Dich aufrichtig liebende Tochter

Rosel, früher Rosa Ehrenfeld."

P. S. Sag' mir nur, warum hast du mir früher sogar nichts von Deiner Freundin Gitel erzählt? Die soll eine Bäuerin sein! Mutter, von der werde ich Dir erzählen, wenn ich einmal wieder bei Dir bin! Noch Eines! Früh Morgens, zu Mittag und Abends bet' ich jetzt täglich aus Gitels dickem Sidur! Sie will's so, und ich thue, was sie schafft. Schade, daß

keine deutsche Ueberſetzung dabei iſt! Aber Gitel meint, ſie bete daraus ſchon über fünfundvierzig Jahre ohne Uiberſetzung.

Die Obige."

Als Hannele Ehrenfeld dieſen Brief zu Ende geleſen hatte, ſchüttelte ſie gar bedenklich den Kopf. Roſel hatte während ihres Aufenthaltes auf dem Dorfe ſchon mehrere Briefe geſchrieben, die waren alle kurz und nichts ſagend, enthielten nur die Hauptſache, daß das Mädchen ſich wohler fühle, aber ſie hatten ſie weit mehr befriedigt, als dieſes langathmige Schreiben. Es war in dem Briefe etwas, was nicht nach dem Geſchmacke der reichen Frau ſich leſen ließ. Sie las den Brief mehrmals durch, aber er zeigte ſich ihr von keiner beſſeren Seite.

Nur auf wenige Augenblicke müſſen wir das Dorf verlaſſen. Wir kommen zeitlich genug wieder zurück, um bei der Ernte gegenwärtig zu ſein, auf die ſich Roſel ſo freut.

Das ſchönſte „Gewölbe" unter den „Lauben" des Ringplatzes hatte Hannele Ehrenfeld inne. Sie ſaß darin wie eine Königin, breit und mächtig, die Kunden kamen von ſelbſt, und ſie hatte nicht nöthig, nach ihnen auszuſpähen oder ſie gar mit Schmeichelworten hineinzulocken. Wer bei Hannele Ehrenfeld kaufte, mußte

sich nach ihren eigenen Worten eine Ehre daraus machen, und längst hätte sie das „Geschäft“ aufgegeben, wenn es ihr nicht eben um dieser Ehre willen leid gethan hätte.

Es war kurz vor der Ernte, und die „Lauben“ sind da auf dem Marktplatze immer leer. Der beste Käufer, der Bauer nämlich, fehlt, und die Geschäftsfrauen haben manche lange Weile. Hannele hatte den Brief ihrer Tochter vom Hause mit sich genommen, um ihn in dem kühlen Gewölbe in aller Gemüthruhe noch einmal zu lesen und darnach die Antwort abzufassen.

Ein Gefühl von Scham hielt sie dabei ab, den Brief Anderen, etwa ihren Nachbarinnen mitzutheilen; er enhielt zu viel des Beleidigenden, und konnte Herrn Julius Arnsteiner zu Ohren kommen. Eines besonders schnitt ihr durch die Seele, daß Rosel sich nähmlich über die Unwissenheit der Leute in der „Gasse“ lustig machte, und dagegen die Bauern, bei denen sie weilte, hervorhob. Dicke Schweißtropfen perlten auf der Stirne der reichen Frau, während sie dieses las, und nicht die Hitze des Sommers, sondern die Angst, daß so etwas unter die Leute kommen, und dem Mädchen einen schlechten Ruf verschaffen könnte, hatte sie ihr entlockt. Sie sah nicht ab, wohin das führen könne, wenn Rosel länger auf dem Dorfe bliebe; eine Ver-

wilderung ohne Gleichen, daß man sie kaum zu erkennen im Stande sein würde, stand drohend vor ihrer Seele. Sie hatte sie aufs Dorf geschickt, damit sie dort gesund werde — und nun rühmte sich Rosel, daß sie das theuere „Französisch“ und die „Sprachlehre“ vergessen hätte.

Es traf sich gut, daß um diese Zeit ein alter Bekannter unserer „Gasse,“ nämlich der Doktor Emanuel Prager über den Marktplatz daher kam. Vielleicht erinnert sich noch mancher der Rolle, die er in der Blitzableitergeschichte unseres wackeren Schlossermeisters Trenderl gespielt hat, der kurz zuvor zu namenlosem Erstaunen von „halb Böhmen“ die Tochter der reichen Mindel Brandeis als Frau heimgeführt hatte. Hannele erschien er in diesem Augenblicke ihr wie vom Himmel zugeschickt, dem Doktor war sie gewohnt Alles zu vertrauen. Sie winkte ihn zu sich, und er zögerte auch nicht zu kommen.

„Lesen Sie nur gleich den Brief da, Herr Doktor,“ rief sie ihm beim Eintritte ins „Gewölbe“ in großer Aufregung entgegen, „nur gleich! Der Brief macht mich ganz verzweifelt.“

„Ein Schuldner ausgeblieben?“ fragte der Doktor etwas neckisch.

„Möcht' ich darum Sie befragen?“ ſagte Hannele in übler Laune. „Von Roſa iſt er.“

Alsbald legte ſich die Stirne des Doktors in ernſte Falten, ſein vorhin lächelndes Geſicht gewann einen Ausdruck nachdenkender Strenge.

Er nahm den Brief und las. Während dem waren die Augen der reichen Gewölbsfrau unausgeſetzt auf ſein Antlitz gerichtet, nicht das leiſeſte Spiel einer Miene konnte ihr entgehen. Der Doktor ſchien Roſels Brief mit großer Aufmerkſamkeit, ja manche Stellen ſogar wiederholt zu leſen, dennoch regte ſich dabei keine Muskel in ſeinem Geſichte. Hanneles Unruhe ſtieg von Minute zu Minute, ſolch ein großer Brief ging ohne Eindruck an ihm vorüber? Endlich war er zu Ende gekommen; ein anmuthiges Lächeln ſpielte um ſeine feingeſchnittenen Lippen, indem er ihr das Schreiben zurückgab.

„Nun, Herr Doktor, was ſagen Sie dazu?“ fragte Hannele und ſah ihn dabei ängſtlich an. „Iſt er nicht merkwürdig?“

„Sehr merkwürdig!“ meinte der Doktor kurz.

„Wie verſtehen Sie das, Herr Doktor?“ rief Hannele voll Unruhe und griff nach ſeinem Arme.

„Er iſt darum merkwürdig,“ ſagte der Doktor,

„weil ich nicht hoffen durfte, daß sie in so kurzer Zeit gesund werde.“

„Meinen Sie, Herr Doktor?“ rief Hannele mit ungläubigem Lächeln.

„Die wird gesund, Frau Ehrenfeld,“ sagte er mit dem vollem Klange seiner männlichen Stimme.

Die Freude über diesen trostvollen Ausspruch des Doktors lockte für einen Augenblick ein sonniges Lächeln auf das Antlitz der Mutter; dennoch war dieses nicht siegreich genug, um alle die Bedenken, die sich in ihr Gemüth seit dem mehrmaligen Durchlesen des Briefes geworfen hatten, mit einem Male zu überwinden.

„Gott, Lebendiger!“ rief sie mit einem dankbaren Blick auf den Doktor, „wer wäre denn glücklicher als ich, wenn meine Rosa wieder gesund heimkäme? Ich habe ja nichts Anderes auf der Welt als sie! Soll ich mir aber es nicht zu Herzen nehmen, daß sie so übermüthig schreibt? Und wird es ihr nicht Schaden bringen, wenn sie zu lange auf dem Dorfe bleibt?“

„Schaden!“ rief der Doktor erstaunt, „wie soll ihr das schaden, was ihr Gesundheit bringt?“

„Sie verstehen mich nicht, Herr Doktor. Ich meine nur, daß sie das Französische so vergessen kann, womit sich Herr Arnsteiner so viel Mühe gegeben hat,

und die Sprachlehre und die . . . Wie heißt sie doch, was so schwer sein soll?"

„Die Participialconstruction!" ergänzte der Doktor.

Hannele wollte das schwierige Wort nochmals aussprechen, aber sie brachte es nicht zu Stande. Wehmüthig blickte sie den Doktor an.

„Also all das schöne Lernen soll rein verloren sein; das was mein Stolz war, woran ich mich in meinen Leiden aufgerichtet habe, das soll ich jetzt mir nichts dir nichts auf dem Dorfe unter den Bauern aufgegeben sehen, und nichts dazu thun?"

„Gar nichts," rief der Doktor und sein ernstes Auge ruhte mit bannender Gewalt auf der reichen Frau. „Wollen Sie Ihre Tochter kränker, als sie zuvor war, in ihr Haus zurückerhalten? Sie ist jetzt in der ersten Genesung begriffen, hüten Sie sich hineinzugreifen."

„Da sei Gott zuvor!" rief Hannele tief erschrocken. „Wie werde ich etwas thun, was gegen das Glück meines Kindes ist? Meinetwegen soll Rosa dort noch ein Jahr bleiben, bis sie ganz genesen ist."

„Und wenn diese Genesung ein ganzes Leben dauern würde?" fragte der Doktor, indem er sie forschend anblickte.

Die Frau verstand offenbar den Sinn dieser Frage nicht und schwieg.

Der Doctor empfahl sich darauf und wollte gehen. Da rief ihm Hannele zu:

„Noch Eines, Herr Doctor," sagte sie, „es liegt mir so Vieles auf dem Herzen, und ich weiß gar nicht, wo ich früher anfangen soll."

„Was wollen Sie, Frau Hannele? Ich warte schon!" rief der Doctor.

„Sie red't da in ihrem Brief in Einem fort von einem gewissen Josef . . Das dritte Wort im Brief heißt: Josef. Was soll das vorstellen?"

„Nichts, Frau Hannele. Auch das gehört zu ihrer Genesung —" sagte der Doctor und lächelte dabei.

„Ich versteh' Sie nicht —"

„Sie werden es schon einmal verstehen!" rief er bedeutungsvoll. „Einstweilen lassen Sie Ihre Tochter nur gesund werden. Sie ist in guten Händen!"

Damit empfahl er sich und ging. Hatte sie ihn verstanden? In seiner offenen, verständnißreichen Seele trug der Doctor das Geheimniß einer jungen Seele, ihr selbst noch unbekannt, das sich ihm aber in dem Briefe in feinsten Umrissen geoffenbart hatte.

VIII.

Drei Erbſen.

Schneller, als wir gedacht, kommen wir wieder auf das Dorf zurück.

Im Hauſe Rebb Feiwel Bauers war in dieſem Augenblicke ein merkwürdiges Treiben und Bewegen; die Zeit der Ernte war gekommen. Das Jahr hatte mehr gehalten, als es im Anfange verſprochen hatte; man konnte es ein geſegnetes nennen. Wagen auf Wagen brachte die goldene Feldlaſt ins Haus: knarrend waren ſie ausgezogen, leiſe, weil ſie ob der ſchweren Wucht nicht klagen konnten, waren ſie zurückgekehrt. Für Roſel war die Ernte ein neues niegeſehenes Schauſpiel. In der Gaſſe, in der ſie geboren und erzogen war, konnte mit Mühe kaum ein gewöhnlicher Wagen, geſchweige ein mit Garben hochaufbelaſteter gewendet werden.

So oft eine neue Ladung durch das Hofthor lenken wollte, ſprang ſie vors Haus hinaus, und wie die Garben mit kraftvoller Hand von den Knechten geſchwungen, auf den Boden fielen, wie die Wagen wieder fortfuhren, dem Allen folgten Roſels leuchtende Blicke, die mehr als Neugierde verriethen.

Wer das Mädchen jetzt so dastehen sah, und die Stunde verglich, in der es dem zu harten Sitz auf Rebb Feiwels „Kutschel“ entflohen war, hätte sie kaum überreden können, es sei noch ein und dasselbe. Sie war in der That sichtlich erstarkt; ihre Wangen blühten im Sommer einer gesunden Röthe; dabei war das Mädchen größer und kräftiger geworden, und auf den ersten Anblick ward man gewahr, daß mit ihrem ganzen Wesen eine merkwürdige Aenderung vorgegangen sein mußte. Es lag ein Hauch innerlicher Freiheit über ihm, es war mit einem Worte im Zustande selbständiger Entwickelung.

Wir müssen es übrigens aufgeben, die Geschichte dieser Wandlung erzählen zu wollen. Alles Lebendige folgt dem naturgemäßen Drange, daß es nur in dem ihm am meisten zusagenden Boden wurzeln und gedeihen will. Luft und Licht, Wasser und Erde, wie sie sich auch gegenseitig in ihrem Ringen nach Herrschaft befeinden und bekriegen, und keines dem anderen einen Fuß weit Raumes abzutreten geneigt ist — wenn etwas wachsen und in die Höhe aufsteigen soll, müssen sie sich dennoch brüderlich die Hände reichen, und eines dem anderen das Wort des Verständnisses zuflüstern. Jeder Gärtner weiß das! Und hier war eine Menschen-

pflanze in ein Erdreich verſetzt worden, das ihr wohlthat!

Auf dem Bauernhof hatte man für das Wunder dieſer Wandlung, wie es ſich von Tag zu Tag lieblicher offenbarte, die Augen nicht verſchloſſen. Knechte und Mägde ſtaunten es an, am meiſten aber der alte Bauer, über den ſich ein Geiſt der Redſeligkeit ergoß, wenn er auf das fremde Mädchen zu ſprechen kam, wie man es an dem behäbig gleichgiltigen Manne ſelber für ein Wunder anſehen mußte. Er ſchlich hinter dem Mädchen her, etwa wie ein Verliebter, und recht wie Sonnenſchein klärte es ſich auf ſeinem breiten Antlitze auf, wenn er ihm nachblicken konnte, wie es behende über den Hof ſchritt, oder früh Morgens mit klaren Augen in die Stube trat. Trotzdem, daß er da gewöhnlich die Tefillin noch um Kopf und Arm geſchlungen trug, und jedes andere Wort außer der heiligen Gebetſprache Zions ihm verwehrt war, ſo konnte er ſich doch niemals des Ausrufs enthalten:

„S' Gotts willkumm, Prinzeſſele!“

Roſel erblickte übrigens in dieſer Benennung keine Beleidigung, was ihr beim Eintritte in dieſes Haus allerdings als ſolche geſchienen hatte. Das klang ihr jetzt jedesmal wie eine neue Beſtättigung, daß ſie auf dem Bauernhofe wirklich willkommen und nicht

bloß gut gelitten war. Dennoch mochten in dem Bauer manchmal Bedenken zweifelnder Natur aufsteigen, ob er auch recht daran thue, und ob das Mädchen am Ende nicht doch beleidigt werden könnte. Rosel stand einmal mitten im Hofe und fütterte die junge Hühner- und Gänsewelt des Hauses. Da kam der alte Bauer, nachdem er dem Thun des Mädchens lange zugesehen hatte, breitspurig dahergeschritten, daß die zaghaften Vögelchen, die ihn nur wenig kannten, erschreckt auseinander fuhren, und das eine hier, das andere dort eine Zuflucht suchte.

„Um Gottes willen," schrie Rosel, „was stellen Sie an, Rebb Feiwel?!"

„Ich hab Dir nur sagen wollen, Rosel Leben," meinte dieser mit seltsam bewegter Stimme, „warum ich Dich immer Prinzessele heiß', und niemals anders."

„Ich sehe darin nichts Schlechtes," sagte Rosel, die trotz der Störung ihres Lieblingsgeschäftes lächeln mußte. Sie rief hierauf die Hühner noch einmal an sich, die denn auch auf ihren Ruf sich allmälig wieder um sie sammelten.

„Sollst Du leben und gesund sein," rief der alte Bauer, „Du magst anfangen und Dich stellen wie Du willst, Du bist doch ein Prinzessele."

„Kann ich dafür, wenn ich so ungeschickt bin?

und wenn die ſchlechteſte Magd mehr kann, als ich?“ entgegnete Roſel in einem faſt traurigen Ton.

„Wirſt Du gleich ſchweigen und kein Wort weiter reden?“ rief Rebb Feiwel; „Du haſt mich ja gar nicht verſtanden, Du Narrele! Gerad' weil Du Alles ſo fein und geſchickt anſtellſt, als wärſt Du dein Leben lang auf einem Bauernhof geweſen, gerad' darum kommſt Du mir wie ein Prinzeſſele vor.“

„Meinen Sie, Rebb Feiwel?“ ſagte Roſel und erröthete vor Verlegenheit.

„Weißt Du was, Roſel Leben,“ begann der alte Bauer wieder in ſeiner Redſeligkeit, die heute ſtärker über ihn gekommen war, als ſonſt. „Wie ich noch ein Kind war, da hat mir meine Babe (mit ihr ſei der Friede) am Sabbathabend, ſo in der Zeit, wenn man noch kein Licht anzünden durfte, manche Geſchichte erzählt, an die ich mich noch jetzt erinnere, wie wenn es erſt geſtern am Abend geſchehen wär'. Manche von dieſen Geſchichten waren Dir ſo ſchrecklich und haarſträubend, daß mein Vater einmal mit einer großen Ruthe gekommen iſt, weil ich in derſelbigen Nacht vor lauter Furcht nicht habe einſchlafen können. Manche Geſchichte wieder war luſtig und ſo ſchön, daß mir noch heutzutage das Herz davon aufgeht. Zum Beiſpiel von dem Prinzeſſele mit den drei Erbſen.“

Rosel wurde erst jetzt recht aufmerksam; sie hielt in der Fütterung ihrer beflügelten Unterthanen inne, und richtete ihre großen Augen erwartungsvoll auf den alten Bauer.

„Das Prinzessele nämlich," fuhr Rebb Feiwel fort, „hat durchaus von keinem Mann hören wollen, nicht mit Güte, nicht mit Gewalt hat man sie dazu bereden können. Da hat sich ihr Vater, der ein König war, gedacht: Wart', ich will Dich auszahlen! Sind Dir die schönsten Prinzen nicht recht, so wirst Du dir Einen nehmen müssen, der etwas weniger ist, als ein Prinz, meinetwegen einen Bauer." Darauf hat er sie fortgetrieben, und sie ist fort. Blutigwund hat sie sich die Füsse gegangen, denn sie war das nicht gewohnt, bis sie in der Nacht, todtmüd vor einem Hause in einem großen Walde angekommen ist. „Macht's mir auf," hat sie geschrieen, „macht's mir auf, ich bin eine Prinzessin." „Eine Prinzessin bist Du?" sagt ein Weib zu ihr, die ihr die Thür aufgemacht hat, „wart', ich will Dich probiren." D'rauf nimmt sie alles Bett, was sie im Hause hat, und schichtet es auf, daß es bis an die Decke reicht, ganz zu unterst legt sie aber drei Erbsen, und nun sagt sie zu ihr: „Jetzt leg' Dich schlafen." Früh Morgens kommt sie zu ihr, da sitzt das Prinzessele auf dem Bett und

weint bitterlich. „Was weinst du?“ fragte sie die Frau, die übrigens selbst eine Königin war. „Wie soll ich nicht weinen,“ entgegnete das Prinzessele, „ich bin die ganze Nacht auf lauter Steinen gelegen, mein ganzer Körper ist wund davon.“

„Denk Dir nur, sie hat die drei kleinen Erbsen für Steine gehalten. Darauf sagte die Frau:

„Du hast mich nicht belogen, jetzt seh' ich, daß Du eine wirkliche Prinzessin bist.“

Rosel lachte laut auf.

„Und so eine Prinzessin bin ich auch, Rebb Feiwel?“ rief sie lustig.

„Gewesen,“ sagte der Bauer beinahe ernst. „Bist Du mir nicht vom Wagen heruntergesprungen und fortgelaufen, weil Du geglaubt hast, Du sitzest auf einem Sack Erdäpfel? Ich schwör' Dir's aber noch jetzt zu, Rosel Leben, Du bist auf lauter Roßhaar gesessen, wie der verstorbene Herr Pfarrer, der sich auf einen guten Sitz etwas verstanden hat.“

„Und jetzt bin ich also kein Prinzessele mehr?“ meinte Rosel.

„Wart', ich bin noch nicht fertig,“ sagte der alte Bauer mit einem gewissen schalkhaften Lächeln zwischen seinen beiden Mundwinkeln, „meinst Du denn, jene Prinzessin hat gar nichts mehr zu erleiden gehabt?

Das war zwischen ihrem Vater und der Frau, die sie aufgenommen hatte, so verabredet worden, daß sie sollte nämlich die Gänse hüten, die Hühner füttern, die Kühe melken, Gras vom Felde heimbringen, stricken und kochen, kurz Alles thun, was einer gemeinen Magd zukommt. Und richtig! aus der schönen Prinzessin, die auf drei Erbsen gelegen ist, ist eine ganz prächtige Bäuerin geworden!"

Plötzlich wandte sich Rosa bei diesen Worten zur Seite; darum vermochte Rebb Feiwel auch nicht die feine Röthe zu bemerken, die in diesem Augenblick ihr liebliches Antlitz überzogen hatte.

„Das Prinzessele nämlich," fuhr der alte Bauer fort, „hat den Sohn von der alten Frau gern bekommen, der war ein Schäfer und hat die Schafe aufs Feld getrieben, wie sie die Gänse. Ich bitt' Dich, Rosel Leben, was geschieht, wenn junge Leute lange beisammen sind? Die schönsten Prinzen hat sie nicht haben wollen, und jetzt hat ihr ein einfacher Bauerssohn besser gefallen, daß sie ihn Allen Anderen vorgezogen hat. Erst da hat es sich herausgestellt, daß er auch ein Prinz ist, und so ist mein Prinzessele zu einem Mann gekommen."

Er hatte diese Worte kaum geendigt, als Josef in das Hofthor eintrat, der große, schlanke Junge mit

den klugblickenden, braunen Augen. Plötzlich warf Rosel die ganze Ladung von Gerstenkörnern, die sie in der Schürze hatte, den Hühnern hin und floh eiligst ins Haus. Diese Flucht traf so auffallend mit Josef's Kommen zusammen, daß sie diesen selbst verblüffte.

„Hast Du ihr vielleicht etwas gesagt, Vater, was sie hat beleidigen können?" fragte er, während eine dunkle Röthe, wie die von unterdrücktem Zorne, sein Antlitz bedeckte.

„Ich?" lachte Rebb Feiwel. „Ich hab' ihr nichts als von dem Prinzessele mit den drei Erbsen erzählt, und wie die zu guter Letzt glücklich war, daß sie einen Bauer zum Mann bekommen hat."

„Das hast Du ihr, Vater, erzählt?" rief Josef, indem er ganz nahe an den Bauer trat, damit ihn kein Anderer höre. „Und da willst Du, daß sie nicht auf und davon soll?"

Da zuckte über das Antlitz des alten Bauers ein Licht von Verschlagenheit und schlauem Verständniß, daß es mit einem Male wie beleuchtet von einer innern Flamme erschien. Selten hatte der eigene Sohn diesem Gesichtsausdrucke begegnet; denn der Alte war ziemlich gehämmert für Gemüthswallungen.

„Meinſt Du denn, mein Jüngel Leben,“ ſagte er langſam, und jedes ſeiner Worte mit Nachdruck betonend, indem er dabei mit dem linken Auge zwinkerte. „Meinſt Du denn, dein Feldwebel iſt allein ein kluger Menſch geweſen, und außer ihm iſt die ganze Welt ein Narr? Da d'rauf kannſt Du Dich verlaſſen, mein Jüngel: deinem Vater, Rebb. Feiwel Bauer, braucht man auch nicht den Finger in den Mund zu ſtecken. Er kann auch beißen.“

Laut lachend ging er von dannen, während der einſtige Soldat wie am Boden feſtgenagelt daſtand und dem Davoneilenden nachſah. Dann ſchlich er in den Garten, obwohl er eigentlich im Hauſe zu thun hatte. — Folgen wir ihm nach.

Da ſteht der kräftige Junge vor dem Kirſchenbaum, unter dem er vor einigen Wochen jenen Brief ſeiner Mutter vorgeleſen hatte. Warum hat ſein Antlitz einen ſo traumhaft zerſtreuten Ausdruck, indem er in das grüne Laub hineinſchaut? Fällt es ihm ein, daß damals, als er jene Zeilen der reichen Hannele las, der Baum in voller Blüthenpracht ſtand, und daß jetzt nicht einmal für einen hungrigen Sperling das armſeligſte Kirſchlein daran hing? Mußte Blüthe und Fruchtzeit ſo ſchnell vorüberrauſchen? Vielleicht dachte das der Sohn des Bauernhofes, vielleicht auch nicht.

Mit einem Male begann auf dem Baume ein Vogel laut zu pfeifen. Oft ſind ſolche Naturſtimmen nur die Verkündiger und Verräther deſſen, was ſiebenfach bedeckt und verhüllt in ſolchen Momenten in unſerer Seele ſingt und klingt. So mochte es auch Joſef ſein. Er horchte auf den Geſang des Vogels, als ſei es zum erſten Male, daß er ihn zu Ohren bekam. Er ſah den Vogel nicht, er hörte nur deſſen Sprache aus den Blättern zu ſich dringen — aber tief bis ins Herz hinein. Plötzlich verſtummte der Geſang, der Vogel flog mit leichtem Geräuſche auf, und ließ ſich auf einem benachbarten Baume nieder. Nun bekam ihn Joſef ganz zu Geſichte; er erwartete, ob das kleine Thierchen von Neuem beginnen würde. Aber der Vogel ſchien ſeine Luſt daran zu haben, die Erwartungen Joſefs zu täuſchen. Er ſang nicht mehr, und endlich flog er auf und davon, weit weg über den Zaun des Gartens.

Mit einem Blicke tiefer Traurigkeit blickte Joſef dem Davoneilenden nach. Dann ſchien mit einem Male ein Geiſt der Ermannung über ſein ſeltſam zerſtreutes Weſen gekommen zu ſein, gleichſam von innen heraus trat eine ſichtliche Erhebung über die Schwäche dieſes Augenblickes auf ſeinem Geſichte hervor; und an die Stelle der früheren Schlaffheit war die Miene

siegreicher Entschlossenheit getreten. Rasch, als wollte er einen müßig verträumten Augenblick wieder einbringen, verließ er den Garten.

Im Hofe lag eine Ladung unbehauener Baumstämme, die für das Dach der neuen Scheuer bestimmt waren. Wußte Josef, was er that, als er einen dieser Klötze mit den Händen umfaßte und aufhob, und ihn dann weit von sich über den Hof schleuderte? Was bedeutete diese Kraftprobe? Seine Mutter Gitel sah in diesem Augenblicke aus der Küche in den Hof; sie hatte das anscheinend unsinnige Treiben ihres Sohnes wohl gemerkt.

„Josef," was stellt das vor? „Bist Du nicht mehr sinnedig?" (bei Sinnen).

Er schaute auf; dunkelroth war sein Gesicht, sei es von der Kraftprobe oder von dem wogenden Gefühle, das ihn beherrschte.

„Ich habe nur sehen wollen, Mutter, ob noch ein Bissele Kraft ist in mir," rief er, und mit einem mächtigen Fußtritt schob er den Baumklotz wieder an dessen frühere Stelle zurück.

Einem Mutterauge, sagt man gewöhnlich, ist die Kunst gegeben, in der Seele des Kindes selbst da zu sehen und sich auszukennen, wo für jedes andere Dunkelheit und Finsterniß ist. Diesmal jedoch machte

Gitel die Bäuerin davon eine Ausnahme. Ihr Auge, ihr geistiges sowohl, wie ihr leibliches, ruhte seit der Ankunft Rosels auf keinem anderen Wesen, als auf dieser; für die kleinste Regung dieser ihr anvertrauten Pflanze hatte sie die Aufmerksamkeit eines Gärtners; aber in ihrer Freude an dem neuen Kinde, in ihrem Glücke, daß Rosel in ihrem eigenen Hause der Gesundheit an Leib und Seele entgegengehe, vergaß sie nachzuforschen, was die verdrossene Miene ihres Sohnes Josefs, sein unlustiges Wesen, und eine gewisse Bitterkeit, die man sonst an ihm nicht kannte, zu bedeuten hatten.

Die Bäuerin ging nämlich von der irrigen Ansicht aus, daß Josef noch immer gegen die Aufnahme des fremden Mädchens sei. Sie hatte es nicht vergessen, wie er dagegen geeifert, und in seinem Zorne sogar harte Worte gegen die eigene Mutter gebraucht hatte. In Wahrheit jedoch war es Gitel in dieser Hinsicht gleichgiltig, was Rebb Feiwel, oder ihr Sohn über Hannele's Tochter dachten oder zürnten. In der Ausschließlichkeit ihrer Liebe wollen so kraftbewußte Naturen, wie die unserer Gitel, nicht beirrt sein; selten gewahren sie, wenn sie irgend einmal ein Wesen in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen haben, was zur Rechten oder zur Linken vorgeht; ja sie wollen sogar nichts gewahren. Gitel war es sich bewußt, daß sie erfolg-

reich in das ganze Leben Rosel's eingegriffen, daß ihr energisches Auftreten zum guten Theile mit daran Schuld war, wenn sich das neue Wesen des Mädchens so vortheilhaft entwickelt hatte. Zudem war es der Bäuerin nicht vergönnt gewesen, sich einer Tochter zu erfreuen. Nun war ihr eine, halb vom Zufalle, halb vom Glücke geschenkt worden. Wie sollte sie das Geschöpf ihres kräftigen Willens, das unter den Schmerzen der Angst ans Licht getretene Kind, nicht mit aller Eifersucht einer wirklichen Mutter behüten?

Mehr als jedes weitläufige Erzählen hat es vielleicht Rosels Brief an ihre Mutter dargethan, welche Lust und überströmende Heiterkeit über die Seele des verwöhnten Kindes gekommen war. Trotz des besten Lehrers hätte Gitel auf diesen Erfolg ihrer Erziehungskunst stolz sein können; sie hatte an ihrem Zögling wirklich dasjenige ausgeführt, was den Lehrern so selten in den Sinn kommt. Mitten aus einer müßigen Thätigkeit bei Herrn Julius Arnsteiner, aus dem zerstreuenden Dunste halbverstandener Romane hatte sie Rosel zum selbstständigen Eingreifen in das Hauswesen gewöhnt, und was Hannele Ehrenfeld, die reiche Gewölbsfrau, versäumt, das holte Gitel während der wenigen Wochen im Fluge ein. Sie führte Rosel in die Küche ein, sie erschloß ihr das innerste Wesen eines

Bauernhofes; sie verbarg ihr nichts, und wie man ein Kind mit Bändern und rothen Korallen ausschmückt, daß es weithin glänze und leuchte, wenn der Vater heimkommt, so schmückte Gitel auch die Tochter ihrer Freundin, um sie ihr einst völlig gesundet wieder zurückzugeben, mit allen Kunstgriffen und Lehren der Haushaltung aus. Niemals ist eine Erziehung reicher belohnt worden. „Gott Lebendiger!“ sprach es manchmal in ihr mit aller Glut erkennender Dankbarkeit, wenn sie sah, wie das Mädchen immer mehr zunahm an Gedeihen und Wohlsein, an Thätigkeitstrieb und Erkenntniß, „wie ist das nur möglich, Gott Lebendiger, daß das alles ein Buch soll zu Wege gebracht haben? Und wenn ich es ihr nicht weggenommen hätte? Was wäre daraus geworden?“ Auf solche Fragen, gute Gitel, gibt es keine Antworten. Aber wenn Du den Brief Rosels an ihre Mutter hättest lesen können — so wäre Dir klar geworden, daß sich eine Macht in die Erfolge deiner Erziehung getheilt hatte, die außer deiner Berechnung lag.

Irren wir, wenn wir diese andere Macht „Josef“ nennen?

IX.

In die Caſerne.

Die Ernte war eingeheimſt worden; was man während des Schnittes nur annäherungsweiſe als Erträgniß berechnet hatte, das ſtellte ſich jetzt, ſeitdem man die erſten Proben der neuen Frucht für den nächſten Wochenmarkt vorbereitete, als über jede Erwartung günſtig heraus. Auf keinem Gebiete menſchlichen Schaffens zeigt ſich der Gewinn von einer reinern Seite, als wo er unmittelbar aus den Händen der Natur kommt; ſie gibt ihn ungebeten, ohne Feilſchen und Schreien, denn ſie ſelbſt iſt voll Ruhe und ohne Leidenſchaft. Ein Schimmer ſchweigſamen Glückes war über das Haus gebreitet, das ihm ſehr wohl anſtand; Gott hatte wieder für ein ganzes Jahr, wenn ſonſt nichts dazwiſchen trat, dem Hauſe Rebb Feiwel's Beſtand und Gedeihen verliehen, und fürwahr! mehr als aufgehäufte Geldſäcke, mehr als gefüllte Truhen ſpricht für Gottes Segen eine gefüllte Scheuer voll der goldenen Frucht des Feldes; der regelmäßige Takt auf der Dreſchtenne, dünkt uns, klingt heller und harmoniſcher, als irgend ein Ton ſilbernen oder goldenen Beſitzes.

Es war am Abend eines Sabbaths in den letzten

Ausgängen des Sommers. Da saß Gitel, die Bäuerin, mit Josef draußen vor dem Hause auf der hölzernen Bank, der gewöhnlichen Zusammenkunft der Familie an diesem Tage der Ruhe, an dem Alles ringsum im Dorfe in lebendiger Thätigkeit sich regte, sie selbst aber der süßen Behaglichkeit beschaulicher Muße sich hingaben. Beide hatten von gewöhnlichen Dingen gesprochen, da kamen aus der Dorfschenke, die nicht fern dem Hause lag, einige Burschen, denen man an den „Commißkappen“ und den blauen Hosen beurlaubte Soldaten ansah. Es waren zumeist Söhne von Bauern, die für die Erntezeit in ihre Heimat waren entlassen worden, und jetzt wieder zu ihrer Kompagnie zurückkehrten.

„Wo mögen die jetzt hinziehen?“ fragte Gitel gleichgiltig.

Statt aller Antwort nahm Josef die eigene Commißkappe vom Kopf, die er seit dem Abschied noch immer trug und schwenkte sie gegen die dahinziehenden Kameraden, die diesen Gruß bemerkten, und durch lauten Zuruf beantworteten.

„Was soll das vorstellen, Josef?“ rief die Bäuerin.

Der ehemalige Korporal in der kaiserlichen Armee schwenkte noch mehrmals die Kappe, und hörte nicht

eher auf, als bis die Urlauber durch eine Biegung der Straße aus dem Gesichte verloren waren. Sie hatten einen Gesang angestimmt, der sich leise, je weiter sie sich entfernten, verlor. Erst jetzt wandte sich Josef um; aber zum Erschrecken der Bäuerin bot seine Miene in diesem Augenblicke eine so auffallende Veränderung, daß sie auch ein minder geübtes Auge, als das unserer Gitel gewahren mußte. Der einstige Soldat hatte nämlich Thränen im Auge!

„Josef Leben! was ist Dir?“ rief Gitel mit den weichsten Tönen ihres Mutterherzens. „Was geht mit Dir vor?“

„Nichts, Mutter,“ entgegnete der Soldat, der sich zu ermannen suchte. „Nichts,“ sagte er, indem er die Kappe mit einer gewissen Heftigkeit auf den Kopf drückte, dabei aber eine solche Stellung einnahm, daß ihm Gitel nur von der Seite ins Gesicht blicken konnte.

„Josef, das glaub' ich Dir nicht,“ rief Gitel um so dringender, „da hast Du zum ersten Male in deinem Leben eine Lüge gesprochen. So umsonst, wenn nichts vorgeht, hat man nicht das helle Wasser in den Augen.“

„Nun gut, Mutter,“ sagte Josef nach einer Weile mit mühsam gefestigter Stimme, „ich habe mir nur

gedacht, wie ich da meine ehemaligen Kameraden habe vorbeiziehen gesehen: Die haben es gut! Könntest Du nur mit ihnen!"

„Josef!" schrie die Bäuerin, und riß den einstigen Soldaten mit einem so kräftigen Rucke herum, daß er ihr gerade von Angesicht zu Angesicht stand.

„Was geht mit Dir vor? Wirst Du gleich reden?"

„Ich habe es Dir ja gesagt, Mutter —"

„Du möchtest also wieder in deine Caserne gehen?" rief die Bäuerin mit dem Ausdrucke des Entsetzens in jeder Geberde.

„Warum nicht, Mutter?" meinte der Soldat mit gesenkten Blicken. „Der Feldwebel, unter dem ich gestanden bin, hat schon dreimal so lange gedient, als er eigentlich hätte dienen sollen. Der wird auch als Soldat begraben werden. Es gibt Manchen, der den Rock des Kaisers nicht mehr auszieht, wenn er ihn einmal angezogen hat."

Die Bäuerin rang nach einem Ausdrucke. Das, was sie jetzt vernahm, war so erschreckender Natur, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn der sonst so redekundigen Frau zum ersten Male das Wort versagte.

„Dein Feldwebel ist Dir also lieber, als dein Vater und deine Mutter," rief sie nach einer guten

Weile mit gebrochener Stimme, „und die Kaserne ziehst Du unserem gesegneten Hause vor? Das habe ich an Dir erleben müssen, der mein einziger Sohn ist.“

Sie konnte nicht weiter, die Stimme versagte jeden Laut.

„Mach' mir das Herz nicht schwerer, Mutter, als es mir ohnehin ist,“ sagte der Soldat, ohne aufzublicken, indem er mit der Hand über sein Gesicht fuhr. „Ich habe ja nichts gesagt, als daß ich meine Kameraden beneidet habe?“

„Mit deinen zwei fehlenden Fingern wird man Dich wieder zum Soldaten nehmen?“ rief Gitel mit einem merkwürdigen Gemische von Triumph und Angst in Wort und Geberde.

„Zum Fuhrwesen nimmt man mich immer gerne an,“ meinte der Soldat.

„Josef, mit Dir geht was vor,“ schrie Gitel wieder, „Du willst es nur deiner Mutter nicht sagen. Ist Dir im Hause etwas nicht recht? Geradezu heraus, möchtest Du auf die Beschau gehen, Dir ein Weib nehmen? Du weißt, wir haben genug für Dich, und daß noch eine Familie davon lebt. Warum thust Du es also nicht? Meinst Du denn, wir hätten was

dagegen, wenn Du ein Mädchen nach deinem Sinne Dir aufſuchſt?"

„Ich denk' nicht daran, Mutter," ſagte der Soldat kurz.

„So iſt Dir etwas anderes im Hauſe nicht recht?" rief die Bäuerin wieder. „Gott Lebendiger, was könnte denn das ſein? Kann es Einer beſſer haben, als Du, thut man Dir nicht, was man Dir an den Augen anſieht? Du meinſt alſo, die da vorübergezogen ſind wieder in ihre Kaſerne zurück, die haben es beſſer als Du?"

Joſef entgegnete nichts; tiefe Röthe war auf ſeinem Antlitze ſichtbar.

„Wart' jetzt weiß ich, was Dir fehlt," rief Gitel wieder nach einer Weile im raſchen Gedankenflug. „Du warſt gleich vom Anfang dagegen, daß ich Hannele Ehrenfeld's Tochter ins Haus nehme, und ſeitdem haſt Du deinen Zorn darüber nicht abgelegt. Ich will gar nicht fragen warum? Wenn Dir aber Roſel nicht recht iſt, ſo brauche ich ja nur ihrer Mutter zu ſchreiben und ſie nimmt ſie ſogleich nach Hauſe. Willſt Du, daß ich ſie fortſchicke?"

„Dann gehe ich erſt recht unter das Fuhrweſen," ſprach der Soldat mit kaum vernehmbarer Stimme.

In der Aufregung, die dieſe Unterredung über

die Bäuerin gebracht hatte, überhörte sie, was doch eigentlich nicht mißverstanden werden konnte.

„Du sagst das nur, um mir nicht wehe zu thun,“ rief sie wieder, in der die fürchtende Mutter vollständig die Obergewalt eingenommen hatte. „Du weißt, daß mir das Mädchen ans Herz gewachsen ist, und daß ich sie nicht gerne so bald verlieren möchte. Aber deiner Mutter kannst Du aufs Wort glauben: Wenn es Dir nicht recht ist, daß Rosel länger im Hause bleibt, so schreibe ich gleich morgen an Hannele Ehrenfeld. Sie wird es mir schon verzeihen, und eine Ausrede ist bald gefunden. Ich kann ja doch nicht den eigenen Sohn fortziehen lassen, und eine Fremde dafür behalten?“

Der Soldat hielt seinen Kopf tief gesenkt, um seine Lippen spielte jedoch ein Zug von Trotz, der gewaltig dasjenige zurückhielt, was doch nicht länger verschwiegen werden konnte.

„Dringe nicht länger in mich, Mutter,“ sagte er endlich finster, „ich kann es Dir doch nicht sagen. Ein Soldat muß fasten können, aber auch schweigen. Und am besten wäre es doch, wenn ich mit meinen Kameraden fortziehen könnte!“

Jetzt kam über das Wesen der Bäuerin ein solcher

Grimm, wie er nur aus den Tiefen eines tief beleidigten Gemüthes hervorzuquellen vermag.

„So geh'!" rief ſie mit vor Erregtheit zuckenden Lippen, „geh' wieder zu deinem Feldwebel, wenn er Dir lieber iſt als Vater und Mutter. Geh' meinetwegen zur Cavallerie oder zum Fuhrweſen — ich werde Dir kein naſſes Auge nachweinen. Läßt in ſich hineinreden von einer Mutter wie in ein Faß, und wie ein hohles Faß bleibt er ſtumm! Meinſt Du denn, Du biſt noch der Soldat, der ſeinen Feldwebel vor ſich hat, vor dem er nicht „muxen" darf? Ich bin deine Mutter, Joſef, alſo mehr als dein Feldwebel! Und jetzt geh'! Ich halte Dich nicht auf!"

So ungewohnt dieſe Vorwürfe und der Ton, in welchem ſie vorgebracht wurden, für Joſef waren — er ertrug mit geſenktem Kopfe die ganze Laſt. Ohne ein Wort der Widerrede wandte er ſich von ihr ab, und ging langſamen Schrittes ins Haus hinein.

Die Bäuerin blieb mit ihrem Zorne und ihren Gedanken über des Sohnes ſeltſames Thun allein. Der erſte ſchwirrte noch eine Zeit lang in ihr, wie aufgeregte Weſpenſchwärme; bald jedoch traten die andern mildernd und beruhigend in den Vordergrund ihrer mütterlichen Sorge. Was mochte das ſein, das ihren Sohn in ſo kurzer Zeit derart umgeſtalten konnte?

Sollte es in der That der Haß gegen Hannele Ehrenfeld's Tochter sein? Was hatte ihm diese aber zu Leide gethan? Es mußte so sein. Denn nun erst kam es ihr in den Sinn, daß die „Auswechslung" Josefs mit dem Augenblicke begonnen, da Rosel ins Haus gekommen. Gott der Lebendige wußte, warum Josef gegen das Mädchen so eingenommen war. Aber jetzt gab es keine andere Wahl; entweder ging der einzige Sohn wieder unter die Soldaten — oder Rosel mußte das Haus verlassen!

Heiße Thränen flossen bei dieser Betrachtung über Gitels Wangen; sie sollte von ihrem Herzen so Liebgewonnenes von sich scheiden lassen! Schon jetzt, wo sie den Gedanken an Rosels Weggang blos dachte, war es ihr, als scheide etwas Leuchtendes, etwas unendlich Wohlthuendes aus ihrem Hause, und als bliebe darin nur Finsterniß und Beklemmung zurück. Jetzt erst fühlte sie sich recht als die Mutter auch dieses Kindes; es war ihr nicht anders, als müßte sie eine Tochter in die weite fremde Welt ziehen lassen. Aber ihr blieb ja keine andere Wahl; Rosel mußte aus dem Hause!

Lange saß sie so in tiefem Sinnen. Da kam unversehens die, deren Wesen so mächtig in die Ruhe dieses Hauses gegriffen, Rosel selbst, über den Weg

daher. Gitel hatte ſie zu dem kranken Kinde einer Bäuerin mit einem Stücke Sabbathbrot geſchickt, um es zu erlaben. Als ſie ihrer anſichtig ward, ging es tief ſchmerzlich durch ihre Seele; denn als eine Frau von kräftigem Willen, wie wir ſie bereits kennen gelernt haben, wollte ſie Roſel ſogleich ihren Entſchluß kund thun. Der Augenblick dazu ward gekommen.

„Roſel Leben!“ rief ſie ihr entgegen, da ſie noch einige Schritte von ihr entfernt war, „was hat denn das Kind dazu geſagt?“

„Es hat ſich ordentlich daran erquickt,“ meinte Roſel und war in einem Satze bei der Bäuerin angelangt.

„Sie haben geweint, Gitel Leben!“ rief ſie ſogleich erſchrocken. „Was iſt vorgefallen?“

„Was liegt Dir d'ran, mein Kind“, ſagte die Bäuerin, indem ſie ſich die Thränen trocknete, „ob Du es weißt oder nicht. In jedem Hauſe kommt etwas vor, worüber eine Mutter ſich kränken muß; der deinigen wird es nicht beſſer ergehen. Reden wir lieber von etwas Anderem. Wann ſchreibſt Du wieder einen Brief an deine Mutter?“

„Eigentlich erwarte ich einen von ihr,“ entgegnete Roſel.

„Schreib' Du ihr zuerſt,“ rief Gitel mit einer

gewiſſen Haſtigkeit. „Auf Einen Brief der Mutter muß ein Kind zwei und drei ſchreiben.“

„Ich verſteh' Sie nicht, Gitel Leben,“ meinte Roſel kopfſchüttelnd; „erſt weinen Sie, dann heißen Sie mich, ich ſoll an meine Mutter ſchreiben. Sind Sie vielleicht nicht mit mir zufrieden?“

„Roſel, um Gottes willen,“ rief die Bäuerin mit neuen Thränen in den Augen, „mach' mir das Herz nicht beſchwerter, als es ohnehin iſt. Soll ich Dir denn geradezu herausſagen, daß Du Deiner Mutter ſchreiben mußt?“

„Warum, warum?“

„Ich kann Dir's nicht verſchweigen, Roſel Leben, es muß ausgeſprochen ſein. Ich weiß nicht, ob wir noch länger bei einander bleiben können. Mein Sohn Joſef will wieder unter die Soldaten gehen — und Du mußt wieder zu Deiner Mutter zurück.“

„Er will wieder unter die Soldaten?“ rief das Mädchen nicht erſchrocken, doch überraſcht.

„Was willſt Du thun?“ ſagte die Bäuerin, der das Ausſprechen des Schwerſten außerordentlich das Herz erleichtert hatte, „wenn ſo einem eiſernen Kopfe wie mein Sohn iſt, einmal ein Idee hineingekommen iſt, dann bringen ſie ihm zwanzig Bauern mit Roß und Wagen nicht heraus. Er meint, er iſt noch im-

mer bei seinem Feldwebel in der Kaserne. Kurz und gut, er will wieder fort, mit seinen zwei abgeschossenen Fingern will er wieder fort. Ich fürcht', ich fürcht', wie ich ihn kenne, der Gedanke wird ihm schwer herauszubringen sein, wenn Du mir nicht den einen Gefallen erweisest — und gehst wieder nach Hause."

„Ich soll wieder fort?" sagte Rosel, noch immer anscheinend ruhig.

„Rosel Leben," rief die Bäuerin in überwallendem Schmerze, „laß mich mit Dir aussprechen, ich muß Dir Alles sagen. Mein Josef hat einen unglückseligen Haß gegen Dich gefaßt, wofür ich nichts kann. Gleich wie ich Dich habe ins Haus nehmen wollen, war er dagegen. „Wozu willst Du Dir so eine Prinzessin aufnehmen, hat er gesagt, die uns verachtet und die keinen Begriff davon hat, was ein Bauer ist? Lies ihren Brief und den von ihrer Mutter, und sieh! was Leute sind, die mit Kühen und Erdäpfeln nichts wollen zu thun haben." Rosel Leben! ich hab' auf seine Worte nichts gegeben, und danke meinem Gott im siebenten Himmel dafür! Als eine Prinzessin bist Du gekommen, und warst verwöhnt und verzärtelt, aber von dem Augenblicke an, wo ich Dir das Buch weggenommen habe, bist Du eine Andere geworden. Du hast ein Geschick zu Allem, man kann auf und

abgehen in halb Böhmen, ſo wird man keine zweite Roſel finden. Nicht nur haſt Du Deine Natur geändert, Du biſt mir auch im Hauſe behilflich geweſen, wie die beſte Bauerstochter. Das Alles weiß ich, und habe es geſehen; nur mein Joſef hat für Dich blinde Augen. Da kannſt Du thun, was Du willſt, er meint noch immer, Du verachteſt uns, weil Du Hannele Ehrenfeld's Tochter biſt, und wir nur ungezogene Bauern. Und weil er ſieht, wie Du mir und meinem Feiwel, denn auch der iſt gegen Dich ein Anderer geworden, ſo ans Herz gewachſen biſt, gerade darum ſetzt er ſeinen eiſernen Kopf auf und iſt Dir ein Feind. Sonſt, das kann ich als Mutter ſchon ſagen, iſt das Kind gut, brav und fromm; er trinkt nicht, er ſpielt nicht und gibt keinen Kreuzer unnütz aus. Nur gegen Dich hat er die unglückſelige Idee, da iſt er wie ausgetauſcht. Soll ich das einzige Kind wieder Kommißbrot eſſen laſſen, und auf einem harten Brett in der Kaſerne ſchlafen? ſoll ich zugeben, daß er in einer Winternacht irgendwo Wache ſteht, wo er, Gott behüte, mir erfrieren kann? Ich frag' Dich ſelbſt, Roſel Leben, Du haſt ja ſo viel gelernt und ſo viele Bücher geleſen. Iſt es da nicht beſſer, Du gehſt zu deiner Mutter wieder zurück, damit ich und mein Feiwel ihren Sohn behalten?"

„Es wird nicht ganz ſo ſein, Gitel Leben," ſagte das Mädchen nach einer guten Weile, und ein ſeltſames Lächeln glitt dabei über ihr liebliches Antlitz.

„Du wirſt mir ſagen, mein Kind, wie Joſef von Dir denkt?" eiferte Gitel, „dem ſeh' ichs auf hundert Schritte an den Augen an, ob er einem Menſchen wohl will oder nicht. Ich ſag' Dir, Roſel Leben, deinetwegen will er aus dem Hauſe, deinetwegen will er wieder zu ſeinem Feldwebel."

„Meinetwegen?" ſprach das Mädchen langſam nach.

Dann ſaß ſie einige Augenblicke, wie nachſinnend demjenigen mit den feinſten Fibern ihrer Seele, was ſie jetzt ſoeben vernommen. Holde Lichter ſpielten dabei auf ihrem Antlitze, nicht die der untergehenden Sonne, ſondern die aus dem Gemüthe herausleuchten, wenn es ſich zu irgend einer bedeutenden That erhebt.

Mit einem Male ſtand ſie von der Bank auf.

„Ich ſchreibe nicht an die Mutter," ſagte ſie mit Innigkeit, „und Joſef wird nicht unter die Soldaten gehen. Darauf verlaſſen Sie ſich Gitel Leben!"

Dieſe merkwürdige Sicherheit des Mädchens verblüffte die Bäuerin derart, daß ſie keines Wortes mächtig, ihr nur in das fein geröthete Geſicht ſtarrte.

„Verlaſſen Sie ſich darauf," wiederholte Roſel noch einmal, „die Prinzeſſin wird ſchon mit ihm reden."

„Roſel Leben! wenn Du das könnteſt! Gott Lebendiger! wie glücklich möchteſt Du mich machen?" ſeufzte Gitel.

Roſel ſprach kein Wort mehr; ſie ſchaute auch nicht auf. Nur ein Lächeln war auf ihrem Antlitz leuchtend geblieben. Was ſollte es bedeuten?

X.

Ein Geſpräch zwiſchen Nacht und Morgen.

Die Nacht, die dieſem an Erſchütterung ſo überreichen Abend folgte, ſollte nicht vorübergehen, ohne für die Bäuerin noch eine Begebenheit von bedeutungsvoller Art gebracht zu haben. Mitten in der Nacht wachte nämlich Rebb Feiwel auf, was ganz gegen den gewöhnlichen Gang ſeiner Natur war; denn nach Gitel's Ausſpruch war es nur einmal während ihrer dreißigjährigen Ehe, daß er von ſeinem Schlaf, wie „ein zugebundener Sack Erdäpfel!" eine Ausnahme gemacht, nähmlich als er die „große" Krankheit (zur Buße geſagt) überſtand.

„Gitel," rief er erſt leiſe, dann immer lauter,

„bist Du auf, daß man mit Dir ein Wörtel reden kann?“

„Gott Lebendiger! Du bist doch nicht etwa krank geworden?“ schrie die Bäuerin, schlaftrunken in die Höhe fahrend; sie war erst kurz zuvor, nachdem sie in Sorgen und Kummer lange dagelegen, in einen leichten Schlummer gesunken.

„Mir fehlt nichts,“ sagte der Bauer mit klarer Stimme, was in der Nacht gleichfalls zu den Seltenheiten gehörte, „aber unserem Josef fehlt etwas, und das will mir nicht aus dem Kopfe.“

„Hat er Dir auch gesagt,“ rief Gitel, „daß er wieder unter die Soldaten will?“

Den alten Bauer schien diese Mittheilung nicht im Geringsten zu überraschen. Nach einer guten Weile schlug er ein lautes Gelächter auf.

„Will er wieder?“ rief er dazwischen, „Du wirst sehen, er wird sich seinen Feldwebel schon aus dem Kopf schlagen.“

„Du wirst ihn doch nicht mit Gewalt zwingen wollen?“ meinte Gitel trocken. „Dazu ist das Jüngel doch ein zu großer Jung!“

„Wenn er es nicht gutwillig thut,“ sagte der Bauer lustig, „so muß man ihn zu seinem Glücke zwingen.“

„Red' teutsch mit mir, Feiwel,“ sprach Gitel.

„Ich hab' ihm eine Prinzessin zur Frau bestimmt," meinte der Bauer, dessen Stimme zum leisen Flüstern geworden war.

„Mir scheint, Feiwel," sagte die Bäuerin, „Du hast einen Traum gehabt, und jetzt meinst Du, Du träumst noch immer. Du weißt nicht, was Du redest."

„Wenn ich von einer Prinzessin rede," meinte Rebb Feiwel, „so mein' ich damit das Prinzessele, was wir im Hause haben!"

Die Bäuerin schrie nicht auf vor Entsetzen, als sie diese abenteuerliche Mittheilung aus dem Munde ihres Mannes vernahm, sie ergriff nur ein Schwefelholz und zündete damit die Kerze an.

„Ich muß Dich beim Licht sehen, Feiwel," sagte sie, indem sie die Kerze aufhob und dem Bauer damit ins Angesicht leuchtete.

Das behäbigvolle Antlitz des alten Bauers lachte ihr aus der Umhüllung einer riesigen Schlafmütze entgegen.

„Ich mein's im Ernst, Gitel," rief er lustig „ganz im Ernst. Warum? soll' das Prinzessele für unseren Sohn zu schlecht sein?

„Feiwel Narr!" schrie Gütel erst jetzt auf, „nicht Feiwel Bauer sollt' man Dich heißen. Schläfst Du

oder bist Du wach? Oder hältst Du mich selbst für einen Narren?"

„Lösch das Licht nur wieder aus, Gitel," sagte der Bauer sich streckend, „ich seh' im Dunkeln auch und weiß, was ich weiß."

„Was weißt Du?" rief Gitel hastig.

„Daß das Prinzessele für unseren Josef das prächtigste Weib auf der Welt wär'," meinte Feiwel.

„Sag' mir nur Feiwel," rief die Bäuerin nach einer langen Pause, während welcher sie ihre Geister nur mühsam zu sammeln vermochte. „Sag' mir nur, was hast Du Dir in deinen alten Kopf für eine Fliege gesetzt? Weißt Du denn, was Du redest? Ich will gar nicht davon sprechen, daß Josef gegen das Mädchen mit Leib und Seele ist, aber bedenkst Du nicht, wer sie ist, und wer er? daß wir nur einfache Bauersleute sind, und sie Hannele Ehrenfeld's Tochter?"

„Das Prinzessele in der Geschichte von meiner Babe war zuletzt auch froh, daß sie einen Bauernsohn zum Manne bekommen hat. Freilich war's auch ein Prinz," sagte der Bauer, den alle Ausrufe und Aufschreie Gitels nicht beirrten, „aber ist unser Josef nicht auch ein Prinz — unser Prinz?

„Spaß treiben kannst Du auch bei der Narrheit?" rief die Bäuerin.

„Hör' an, Gitel," begann mit einem Male der alte Bauer in einem Tone, den sie an ihm nicht gewohnt war; denn er klang ernst, fast bittend, „glaubst Du denn, ich werde in solchen Dingen Spaß treiben mit Dir, oder Dich sonst zum Narren halten? Ich weiß, ein gescheidtes Weib fügt sich in Alles, in Ernst so gut, wie in Spaß; aber wie es einmal auf das Capitel kommt, daß man sein eigenes Kind gut versorgen möchte, da sind sich alle Weiber gleich. Sie verlieren nämlich den Kopf!"

Zu der Bäuerin größtem Erstaunen fuhr der Bauer in diesem Tone zu sprechen fort. Seine Rede war ein einziger Lobspruch auf das Prinzessele. Das hätte er nie geglaubt, und wenn es ihm der erste Rabbiner in der Welt gesagt hätte, daß aus einem verwöhnten und verzärtelten Mädchen werden könne, was aus Rosel geworden. Man müsse nur sehen, wenn sie etwas anrühre, welch einen besonderen Geschmack das Alles habe. Beim Trinken verschütte sie nichts, beim Essen beschmutze sie nicht das Tischtuch oder stecke gar die Finger in die „Tunke" hinein. Alles geschehe mit „Tam" (Anmuth) und mit Geschick. Er habe sie oft im Stillen betrachtet, nie habe er etwas Unebenes an ihr bemerkt, das Herz gehe ihm auf, wenn er ihr liebliches Antlitz schaue. Zu

denken, das Kind könnte wieder aus dem Hause gehen, und er hätte dann nichts weiter von ihm, das gehe ihm wie ein Messerstich durchs Herz! Da sei ihm einmal der Gedanke gekommen, ob man Rosel denn nicht fürs ganze Leben hier auf dem Dorfe behalten könnte. Das Kind sei schon in dem Alter, wo man an solche Dinge denken könne, und passe zu Josef, wie nur in der Welt etwas zusammenpassen könnte. Kurz und gut, das Prinzessele müßte im Hause bleiben, es gehe, wie es gehe."

Namentlich die letzten Worte hatte der Bauer mit einer so markigen Entschiedenheit gesagt, daß sie Gitel im ersten Augenblicke ganz einschüchterten. Welches Mutterherz folgt nicht willig dem Zuge solcher Rede, wenn sie zuletzt auch in einen lustigen Traum endigt!

„Sag' nur, Feiwel," meinte sie nach einer Pause, „glaubst Du im Ernste, Hannele Ehrenfeld wird uns einfachen Bauersleuten ihre Tochter geben? Gott der Lebendige weiß, was Rosel nachbekommt!" *)

„Weiber! Weiber!" rief der Bauer beinahe zornig, was jedenfalls von einer merkwürdigen Aufgeregtheit seines Wesens zeigte. „Geht denn das in euren Kopf nicht hinein, daß ein Bauer in heutiger Zeit mehr

*) Volksausdruck, statt: welche Mitgift sie erhält.

gilt, als sie alle dort, wie sie in den Buden und Gewölbern sitzen und sich gegenseitig die Kunden abjagen? Weißt Du denn, daß ich, Feiwel Bauer, mit keiner Hannele Ehrenfeld auf der ganzen Erde tausche? Ich, der ich da sitze auf meinem Hof und meinen Äckern und bin keinen Kreuzer darauf schuldig, ich bin mehr als die Leut' in den Gassen mit all ihrem Geld und Geldeswerth. Sie haben ihre Schuldner über die halbe Welt ausgestreut, wie einen verschütteten Sack mit Erbsen — ich, ich habe sie alle beisammen! Mein Feld, meine Wiesen, meine Kühe und Ochsen, das sind meine Schuldner, und dazu brauche ich keinen Advokaten, sondern meine eigene Hand, daß sie mir zur Zahlzeit nicht schuldig bleiben. Gott allein im siebenten Himmel ist mein Borger, einmal leiht er mir mehr, das andere Mal weniger, aber immer doch so viel, daß ich und meine Familie davon leben können. Laß sie Dich auslachen, Gitel, wenn Du einmal zur „Jahrzeit" zu ihnen kommst und hast eine altmodische Haube an. Laß sie lachen und spotten. Du bist doch Gitel, die Bäuerin, und dein Mann heißt Feiwel Bauer; das will, wie es mir vorkommt, beinahe so viel heißen, als wenn man in der „Gasse" sagen könnte: „Gitel, die Gräfin ist da!" Denn was ists, warum man von einem Grafen mit so großem

Respekt zu reden gewohnt ist? Man denkt sich, der hat so viel und soviel Einkünfte; hat Äcker und Wiesen, Kühe und Schafe, Fasanen und Hasen, und seiner Väter Väter haben auch das gehabt. Sieh', Gitel, es kommt mir vor, als wäre es im Kleinen so auch mit mir. Mein Vater und Großvater, und vielleicht auch dessen Väter sind Bauersleut' gewesen, und haben in diesem Hause gewohnt. Warum sind sie nicht fortgezogen? oder haben sich in ein Gewölb gesetzt, um Kunden zu bedienen? Weil es gegen ihre Ehre war! Und doch haben sie die Felder und den Hof nur in Pacht gehabt. Ich aber, ich habe das Alles zu eigen, mein Name ist wirklich: Feiwel Bauer! Und da sollte ich viel darum mich bekümmern, ob Hannele Ehrenfeld mir ihre Tochter für meinen Sohn geben will oder nicht? Wenn mir das Prinzessele nicht so überaus gefallen möchte, meinst Du, ich möchte nur den Mund aufthun, um mit Hannele zu reden über die Sache? Die Hand möcht' ich mir ender (eher) abhacken! So denk' ich aber, es geschieht ihr eben so gut ein Gefallen damit und eine Ehre, wie uns. Und so Gitel Leben, wollen wir die Sache ihren Gang gehen lassen, wie es Gottes Wille und Schickung ist. Du weißt jetzt, was ich im Kopfe trage; thu' mir nur das Eine zu Lieb', und red' mir nicht ab! Ich habe die Sache zu gut über-

legt — und das Prinzeſſele gefällt mir als Schwiegertochter wie ſonſt gar nichts auf der Welt.“

So mächtig wirkte dieſe lange Rede auf die Einbildungskraft der Bäuerin, daß ſie eine geraume Zeit ſprachlos nur ihren eigenen Empfindungen zu horchen ſchien. Alle ihre Geiſter waren in Aufruhr gerathen, wild klangen ſie durcheinander. Sie, die ſonſt Klarbewußte, hätte in dieſem Augenblicke keinen einzigen Beweisgrund vorzubringen gewußt, der es ſiegreich mit ihres Mannes Rede hätte aufnehmen können. Einerſeits fühlte ſie ſich gehoben von dem Stolze, den der Bauer in ſeine Stellung als ſolche ſetzte, anderſeits that ihr ſelbſt die fernliegende Möglichkeit, daß er in ſeiner Hoffnung Recht behalten könnte, unendlich wohl.

„Es wär' zu ſchön! zu ſchön!“ ſprach ſie freudig, „wenn ich Roſel hier behalten könnte und Joſef nicht unter die Soldaten müßte.“

„Der geht Dir unter die Soldaten ſo wenig, wie es mir einfallen könnte, noch ein Feldwebel zu werden,“ meinte Rebb Feiwel.

„Du kennſt ihn nicht, welchen Kopf er auf hat!“ eiferte die Bäuerin, und fügte dann, weil ſie fürchten mochte, dem Sohne zu nahe getreten zu ſein, noch eiligſt hinzu: „Und weißt Du denn, ob es Beider

Wille ist, sich einander anzugehören? Vielleicht will Keines von Beiden!"

„Einen Blinden muß man führen, und einem Lahmen einen Stock in die Hand geben," sagte der Bauer lustig. „Meinst Du denn, ich bin blind und lahm, daß ich nicht sehe und begreife, was zwischen den Beiden vorgeht? Da wette ich meinen Kopf darum, daß das Jüngel von dem Prinzessele ganz anders denkt, als Du Dir einredest. Du warst nicht dabei, wenn Rosel zuweilen aufs Feld hinausgekommen ist, Du hast die Beiden nicht angesehen, wie sie mit einander geredet haben. Ich aber habe die Augen weit offen gehabt, und mir ist nichts entgangen. Ich sage Dir, Gitel, sie werden ein Wort mit sich reden lassen."

Damit war der Bauer wieder auf den Boden seiner gewöhnlichen Stimmung niedergestiegen. Trotz aller Bitten Gitels, er möge doch erzählen, was er gesehen, blieb er standhaft dabei, er dürfe nichts verrathen. Im Grunde jedoch übermannte ihn der Schlaf.

„Gut' Nacht, Gitel," sagte er mit einem Male, „und lösch' das Licht aus. Ich meine, Du hast jetzt genug gesehen, und morgen ist auch ein Tag!"

Als die Bäuerin in den nächsten Minuten wieder eine Frage an ihn richtete, erfolgte keine Antwort mehr; er schlief bereits.

Gitel blieb aber zwischen Nacht und Morgen wachend in einem Seelenzustand zurück, der sich nur schwer beschreiben läßt. Das Ungewöhnliche, das aus der Mittheilung ihres Mannes sie so sehr überwältigt, trat jetzt vor der klaren Unmöglichkeit des Gelingens zurück. In diesem Augenblicke war Hannele Ehrenfeld die Mutter einer wirklichen Prinzessin, sie selbst aber eine arme unerzogene, verlassene Bäuerin!

XI.

Auf dem Stege des Mühlbaches.

Der Sonntag nach diesem bewegten Sabbath verlief still, ohne daß irgendwie im Hause jene Unruhe hervortrat, unter der doch vier Menschen mit einem Male wie unter einem Banne standen. Der alte Bauer that gleichgiltig, als waltete zwischen ihm und Gitel kein Geheimniß ob, es war, als ob nichts vorgegangen wäre. Nur als gegen Mittag Rosel wieder im Kreise ihrer Hühnerwelt stand, kam er über den Hof und stellte sich neben sie. Es war offenbar nicht darum, um zu sehen, wie den Hühnern das von Rosels Hand ausgestreute Futter mundete; es war ihm darum zu thun, mit dem Mädchen zu sprechen,

ſo oft es anging. Dem Bauer war dieß zu einem Bedürfniß geworden.

Als er lange zugeſchaut, wie die Vögel fraßen, ſagte er plötzlich, indem er mit dem Finger auf eine weiße Henne deutete, die ſich zunächſt in Roſels nächſter Nähe gefiel:

„Du, Roſel, die weiße Henne wirſt Du auch nicht mehr lange haben.“

„Warum nicht?“

„Am Dienſtag kommt der kleine Rebb Wolf, der Schächter, der wird die weiße Henne nehmen und ſie —“

„Das darf nicht ſein, Rebb Feiwel!“ rief das Mädchen lebhaft.

„Weswegen nicht?“

„Die Henne iſt mein Liebling, und ich habe ſie aufgezogen.“

„Narrele,“ meinte der Bauer lachend, „glaubſt Du denn, ich werde Dir etwas wegnehmen laſſen, was Dir lieb und theuer iſt? Meinetwegen kann die weiße Henne ein Alter erreichen, wie meine Urbabe, die in ihrem hundert und zehnten Jahre geſtorben iſt.“

Ganz anders benahm ſich Gitel an dieſem Tage gegen Roſel. Sie wich ihr aus, wo ſie nur konnte, und ſie, die Frau mit dem reinen Gewiſſen, ſenkte

betroffen ihr Auge, wenn sie zufällig mit dem Mädchen zusammentraf. Denn aus aller Pein und Aufregung der verflossenen Nacht hatte sich in ihr ein sonderbarer Gedanke festgesetzt, und der lautete am frühen Morgen: Wenn Hannele Ehrenfeld von der Sache hören wird, ist's ein Wunder, wenn ich dann wie eine Diebin vor ihr stehen werde? Sie gibt mir ihre Tochter aufzuheben und denkt an nichts Schlechtes — und jetzt, da die Zeit der Rückgabe gekommen ist, will ich mir sie behalten, weil sie mir gefällt. Wird sie mir nicht mit Recht ins Gesicht hineinsagen können, ich hätte das mit „Fleiß" angestellt, hätte die Tochter nur darum ins Haus genommen, weil ich einen großen Sohn habe, und weil mir die reiche Mitgift gefällt?"

Seit sie die Absichten ihres Mannes erfahren, kam sie sich gleichsam nur als dessen Mitschuldige vor, als Theilnehmerin an einer Verabredung, die nicht so gegen das „Prinzessele," als gegen ihren eigenen Sohn gerichtet war. Wie sollte sie ihm unter die Augen treten, wenn die Stunde der Lösung gekommen war?

Es war gut, daß Josef an diesem Tage von dem alten Bauer in ein benachbartes Dorf geschickt worden war, um dort eine „Kalbin" zu beschauen.

Erst spät am Abend kam er unverrichteter Sache zurück. „Es sei nichts damit," meinte er kurz, fast

unwirsch. — Dann sagte er Allen eine gute Nacht und ging auf sein Stübchen, „er müsse sich ausschlafen für den morgigen Wochenmarkt," fügte er wie zur Entschuldigung dazu.

In aller Frühe fuhr Josef mit einer Ladung neuer Frucht auf den Wochenmarkt. Die Nacht rang noch mit dem erwachenden Tage, graues Zwielicht lag über dem Dorfe. Einer von den Knechten hatte das Hofthor aufgethan, und Josef war eben im Begriffe sich auf den Wagen zu schwingen, als er hinter sich eine feine Mädchenstimme vernahm, die aus Rosels Stübchen kam, denn dieses lag nach dem Hofe. Er blickte nach dem Fenster hin, da sah er das Prinzessele völlig angekleidet vor sich.

„Guten Morgen, Josef!" rief sie ihm zu.

„So zeitlich steht eine Prinzessin auf?" konnte Josef sich nicht enthalten scherzhaft ihr zuzurufen, indem er sich auf den Wagen schwang.

„Ich bin schon lange keine Prinzessin mehr," meinte Rosa, und es war gut, daß sie im Zwielicht stand; sie erröthete nämlich, indem sie dieses sprach.

„Warum sind Sie denn aber so zeitlich aufgestanden, Fräulein Rosel?" sagte Josef ohne nach dem Fenster hinzusehen.

„Ich habe nicht schlafen gekonnt," sagte Rosa.

Wir müssen hier gelegentlich erwähnen, daß Josef nie anders als „per Fräulein“ Rosa Ehrenfeld ansprach.

„Warum nicht?“ fragte Josef so von obenhin.

„Im Stall hat die schwarze Kuh mit dem weißen Stern vorn auf der Stirne die ganze Nacht so geschrieen, daß ich kein Auge schließen konnte. Ist sie denn krank?“

„Nein,“ sagte Josef, „aber am Freitag war ein Fleischhauer im Stall, und hat sich ihr Kalb angesehen. Das mag ihr denn jetzt nicht aus dem Kopf herausgehen, und sie fürchtet sich vielleicht, man könnte es ihr wegnehmen. Sie ist seitdem auch wirklich unruhig.“

„Meinen Sie wirklich darum?“

„So ein Thier,“ sagte Josef, „hat seinen Kummer wie ein Mensch, zum Unterschied. Nur hat es dafür einen einzigen Ton, während die Menschen auf verschiedene Art, das was sie drückt, aussprechen können. Ganz gewiß weiß die Kuh, daß der Fleischhauer zum zweitenmale kommen wird, dann wird er das Junge an den Strick nehmen, und unter dem Gebelle seines Hundes wird er es von der Mutter fortführen. D'rum ist sie so traurig.“

„Ich danke Ihnen, Josef,“ sagte nach einer kurzen Weile das Mädchen.

„Wofür?“ meinte Josef und blickte erstaunt nach dem Fenster hin.

„Daß Sie mich etwas so Schönes gelehrt haben,“ meinte Rosel rasch.

„Ich bin kein Lehrer,“ sagte der einstige Soldat fast rauh.

„Nämlich, daß die Thiere es auch wissen, wenn ihnen ein Leid zugefügt wird. Was soll erst ein Mensch zum Beispiel eine Mutter dazu sagen, wenn ihr ein Kind geraubt wird?“

„Wer raubt denn einer Mutter ihr Kind?“

„Das Kind kann ja auch von selbst fortgehen, gegen den Willen der Mutter,“ meinte Rosel scharf betont.

„Adies, Fräulein Rosel,“ sagte Josef und ergriff die Zügel. „Ich komme sonst zu spät auf den Wochenmarkt. Adies!“

Rosel vergaß für dieses Lebewohl zu danken.

Nochmals wandte sich Josef gegen das Fenster zu, während er die schon unruhig gewordenen Pferde mit kräftiger Hand straff anhielt.

„Ich hätte bald vergessen,“ sagte er. „Was soll ich sagen, wenn ich Leute aus Ihrer Gemeinde auf dem Wochenmarkt treffe, und man mich nach Ihnen fragt?“

Rosel zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann rief sie rasch:

„Daß ich gesund bin und bald zurückkommen werde.“

„Es ist gut,“ sagte Josef, und nur das Scharren der ungeduldigen Pferde ließ überhören, daß seine Stimme dabei unsicher geklungen hatte. Dann ließ er den bekannten Zuruf an seine Thiere ergehen, das Gefährte zog kräftig an, und ehe noch Rosel ein Wort der Gegenrede finden konnte, war er zum Hofthor hinaus. —

Schön ist ein grüner Wald, wenn man zum ersten Male nach langem Siechthum hineintritt in seine Blätterpracht; schön ist alles dort bis auf das kleinste Würmchen, das sich wohlgemuth an einen Stamm hinaufbemüht; schön ist überhaupt das Erwachen alles Lebenden im Reiche der Natur — aber schöner, sprechender und ergreifender ist doch der Blick in ein Mädchenherz, das zwischen Drang und Schüchternheit auf- und niederwogt, das den Lippen gebieten möchte zu reden, und es doch nicht bezwingen kann, daß sie sich öffnen. Nichts offenbart sich so lieblich geheimnißvoll! Der Wald ringt sich nur langsam von der ersten Knospe zur vollen Blätterpracht hindurch; mancher Sturm fährt durch ihn mit brausender Gewalt,

der den erwachten Frühling wieder zurückdrängen möchte in die kaum abgeworfenen Winterfesseln, und manches Reis, das voreilig die Äuglein aufgeschlagen, muß sie wieder schließen. Aber in einer liebenden Mädchenseele ist Knospe, Blüthe und Frucht vereint; wenn es einmal seine Augen aufgethan, dann sind alle Gewalten der Erde nicht mächtig genug, um sie wieder zu schließen.

Wen wird es befremden, wenn er am späten Abend Rosa Ehrenfeld aus dem Hause herauskommen und die Dorfgasse hinabgehen sieht, der Straße zu, woher heute Josef vom Markte kommen soll?

Die Nacht war sommerwarm und der Mond stand in voller Pracht am Himmel, als Rosel an den Steg, der über den Mühlbach führte, kam. Wie das doch ganz anders geworden, seit dem sie zum ersten Male gerade auf diesem Stege — Josef begegnet war! Damals hatte sie sich gefürchtet, war im kindischen Trotz vom Wagen entsprungen, und hatte ihren Eintritt in den Bauernhof durch ihr lächerliches Benehmen bezeichnet. In der Erinnerung brannte ihr die Scham auf den Wangen. Blos davon? Noch andere lichtere Bilder und Erinnerungen zogen durch ihre Seele. Wer vermöchte die Schrift zu lesen, die daselbst eingeschrieben war!

Allmälig waren die meisten Bauern, die gleichfalls zum Wochenmarkt gefahren, heimgekehrt. Die Straße ward stille und leer, weithin glänzte sie in der ihr während des Sommers so eigenthümlichen Farbe weißen Staubes. Uiber diese weiße Fläche kam in langsamer Bewegung ein dunkler Punkt einher, der immer größere Umrisse annahm, bis er sich deutlich zu einem Wagen mit zwei Rossen daran gestaltete. Er kam näher; Rosel hielt sich an das Geländer des Steges fest; sie glaubte, Josefs Gefährte erkannt zu haben.

In diesem Augenblicke hatte der Müller plötzlich das große Mühlrad gestellt, es klapperte nicht mehr, und die Wassermasse fiel beruhigt herab. Dadurch ward es noch stiller in der Luft; jetzt erst vernahm man deutlich das Rollen des langsam daherziehenden Wagens. Jetzt nur noch die Biegung um die Mühle herum, die ihn auf eine kurze Weile den Augen entzog . . . nun hielt er am Stege!

„Gott im Himmel!“ ertönte ein lauter Ausruf vom Wagen. „Ist das nicht Fräulein Rosel?“

Es war Josef, der das Mädchen im klaren Mondeslichte erkannt hatte.

„Ich bin's,“ sagte Rosel und ließ das Geländer los.

Mit einem kräftigen Rucke brachte Josef die Pferde zum Stillstehen und schwang sich vom Wagn herab.

In der Mitte des Steges traf er mit Rosel zusammen.

Trotzdem prallte er vor Staunen zurück, und schien seinen Augen kaum zu trauen, als er fand, daß es wirklich Rosel war.

„Um Gottes willen," rief er, „wie kommen Sie daher in der Nacht, Fräulein Rosel?"

„Ich fürcht' mich ja nicht —"

„Aber in der Nacht —"

„Ich habe auf Einen gewartet, der des Weges daher kommen sollte."

„Wer ist das?"

„Er ist schon da —"

„Um Gottes willen!" rief Josef, daß es wie ein Aufschrei aus den Tiefen der Brust klang. „Ich soll das sein, den Sie erwartet haben?"

Plötzlich wandte sich Rosel um und hielt sich beide Hände vor die Augen.

„Ich habe mit Ihnen reden wollen," kam es in flüsternden, halb schämigen Worten aus ihrem Munde hervor, „ob es wahr ist, daß Sie wieder unter die Soldaten gehen wollen, zu Ihrem Feldwebel zurück, und ob es wahr ist, daß Sie meinetwegen das Haus Ihrer Eltern verlassen wollen, und dann ... ob denn gar nichts im Stande ist Sie zurückzuhalten?"

„Wer hat denn das gesagt?“ rief der junge Soldat leidenschaftlich.

„Eine, die es mit Ihnen gut meint, Ihre Mutter!“ sagte das Mädchen.

„Dann ist es also wahr!“ rief Josef, „meine Mutter bringt kein lügenhaft Wort über ihre Lippen!“

„Es ist also wahr, daß Sie meinetwegen das Elternhaus verlassen wollen, ja meinetwegen? Denn sonst hätte Ihr Weggehen keinen Sinn!“

Josef blieb darauf die Antwort schuldig.

Da wandte sich Rosel allmälig um, bis sie ihm wieder gegenüberstand.

„Da bleibt mir nichts Anderes übrig, als ich gehe auch,“ sagte sie.

„Wohin?“

„Nach Hause zu meiner Mutter!“

„Gott, Lebendiger!“ rief Josef mit leidenschaftlicher Heftigkeit, „wenn Sie nur nicht Rosel Ehrenfeld heißen möchten!“

„Wie soll ich denn heißen?“

„Was weiß ich?“ rief er wieder, „aber der Name kommt mir vor, als wie ein breiter Graben. Wenn man nicht Flügel hat, wie eine Schwalbe, kommt man drüben nicht an.“

Ein minutenlanges Stillschweigen herrschte hierauf

zwischen diesen zwei jungen Herzen. Rosel war es, die es wieder brach.

„Kann ich denn etwas dafür, daß ich so heiße?"

„Der Name allein ists nicht," meinte Josef, weniger heftig, „aber was in dem Namen drin alles steckt. Darum habe ich ja aus dem Weg gehen wollen!"

Ein eigener schelmischer Zug schwebte auf Rosels Antlitz, als er dies sprach.

„Mein Name ist ganz gut," sagte sie, „er ist der meines verstorbenen Vaters und meiner Mutter, und ich schäme mich nicht seiner. Aber ihr habt mir einen Spitznamen beigelegt, und ich bin bei Euch eine Prinzessin, und da habt Ihr Euch in den Kopf gesetzt, ich bin eine wirkliche! Ich aber . . . ich will ja keine sein!"

„Rosel um Gotteswillen, ist denn das möglich!" rief Josef, „da fällt eher ein Stern vom Himmel herunter."

„Die Sterne können nicht herunterfallen," sagte Rosel schalkhaft, „denn dazu hat sie Gott dahin gestellt; aber daß aus einer Prinzessin eine Bäuerin wird . . . das steht nicht nur in Ihres Vaters Geschichte, die ihm seine Babe erzählt hat — das kann im Leben wirklich geschehen!"

„Versteh' ich recht, Rosel?" jauchzte Josef auf, dem nun Alles klar ward.

„Josef!"

Ein Freudenschrei durchzitterte die Luft, daß er selbst das Rauschen des in diesem Augenblicke wieder in Bewegung gesetzten Mühlrades übertönte. Kein Wunder! Hatte sich das Märchen von der Prinzessin nicht zu holder Wirklichkeit belebt? Die verschwiegene Nacht wußte von zwei Herzen mehr, die sich gefunden hatten auf den räthselhaften Irrwegen dieses Lebens, um sich niemals zu verlieren!

XII.

Nach Hause.

Nicht weit von dem Bachsteg stand eine uralte Linde, mit einem Heiligenbilde daran. Dorthin hatten die Zwei, Arm in Arm, in seliger Unbewußtheit den Weg gefunden, als ahnten sie, daß es sich unter dem weiten Laubdache des Baumes besser spreche, als auf dem offenen Stege, unter dem das Wasser zerstäubt und zerschlagen, wie es vom Mühlrad herabgestürzt wurde, noch unberuhigt dahin rauschte.

„Eins ist doch merkwürdig, Rosel Leben," sagte zuerst Josef mit mühsam niedergekämpfter Erregtheit.

„Was denn?“ fragte Rosel.

„Als Du in unser Dorf kamst, da war's auf dem Steg dort, daß ich Dir begegnet bin; denn ich war Dir entgegen gegangen. Jetzt bist Du mir entgegen gekommen, und auf demselben Platze wie damals.“

„Damals bin ich vom Wagen Deines Vaters heruntergesprungen, und bin zu Fuß eine Strecke Weges gelaufen, bis ich Dich gefunden habe,“ rief Rosel lachend, „jetzt hast Du vom Wagen steigen und mir entgegen gehen müssen. Das ist noch merkwürdiger.“

„Aber damals,“ rief Josef im gleichen Tone, „warst Du ein kleines Prinzessele und jetzt —“

„Nun und jetzt?“

„Bist Du die schönste und feinste Bäuerin, die es auf der Welt noch gegeben hat.“

„Schweig', schweig', Josef, ich schäme mir ohnehin die Augen heraus, wenn ich an die erste Zeit meines Hieherkommens denke.“

„Du hast Dich nicht zu schämen, Rosel Leben“, sagte Josef mit inniger Wahrheit. „Und dann hast Du schon damals bewiesen, daß Du eigentlich kein echtes Prinzessele bist.“

„Wie so?“

„Du bist ja eine halbe Stunde weit zu Fuß gelaufen. Thut das ein echtes Prinzessele?“

Rosel lächelte schelmisch.

„Und noch Eins,“ sagte der Soldat, „glaubst Du denn, Du hättest uns Allen, und mir besonders, so gefallen, wenn Du weniger fein und lieblich bei uns aufgetreten wärst?“

„Red' mir nichts ein,“ rief Rosel, plötzlich ernst werdend, „red' mir nicht etwas ein, was ich erst jetzt ganz verstehe, wie verkehrt und thöricht es gewesen. Gott hat es mit mir gut gemeint, daß er mich gerade zu Euch geschickt hat. Wäre ich zu andern Leuten gekommen, die hätten mich entweder geschont und mir geschmeichelt, oder mich ausgelacht. Beides hätte mich noch mehr verdorben, als ich schon war. Weißt Du, wer eigentlich Schuld daran ist, daß ich so geworden bin? Mein armer Vater, der war Jahre lang krank und meine Mutter hat sich wenig um mich kümmern können. Da war ich mir allein überlassen, und konnte thun, was ich wollte, lernen und auch nicht lernen, stricken und nähen, und auch nicht, wie es mir gerade in den Sinn gekommen ist. Ich habe einen Lehrer gehabt, er heißt Julius Arnsteiner, der sagte immer, wenn ich einen Fehler in der Sprachlehre oder im Diktando machte: „Wollen Sie eine Bäuerin einmal

werden, die nichts weiß, als Erdäpfel eſſen, und keine andere Kenntniß im Kopfe hat, als wie viel Milch ſie von der Kuh bekommt?"

„Der war dein Lehrer, Roſel Leben?" unterbrach ſie Joſef zornig. „Ein ſchöner Lehrer! Dem ſollte man ja das von Amtswegen verbieten, daß er ſeinen Schülern ſolche Dinge vorſagt. Wie ſollen denn die Leute dann Luſt haben, ſich ein Feld zu kaufen, wenn der Lehrer ihnen ſolche Lügen einredet? Wenn es noch wahr wäre! Aber ſieh' Dir meine Mutter an. Iſt das eine Bäuerin, die nur ſo beſchaffen iſt, wie dein Herr Julius Arnſteiner geſagt hat?"

„Deine Mutter," fiel das Mädchen ein, „iſt's ja eben, die mir gezeigt hat, was ich werden ſoll. Und wenn ich heute noch ſterben ſollte, ſo wird das mein letzter Gedanke ſein, daß deine Mutter mich beſſer gemacht hat."

„Ja, ſie verdient's, daß man ſie lobt," meinte Joſef.

„Wie hätte ich aber auch anders werden ſollen," fuhr das Mädchen fort, dem es ein Bedürfniß war, vor Joſef keine Falte ihrer Seele verhüllt zu bewahren. „Wenn man das ganze Jahr nichts anderes ſieht, als Geldzählen, und von nichts Anderem hört, als von ſchlechten Schuldnern und guter oder ſchlechter Kund-

schaft, und der eigene Lehrer es Einem noch bei jeder Gelegenheit einprägt, daß man Sprachlehre, Diktando und Rechnen nur darum lernt, damit man keine Bäuerin werde — wie hätte ich da anders werden sollen, als Tausende von Mädchen, die lieber ihrem Manne ins Elend folgen, als auf ein Dorf?"

„Die Lehrer, die Lehrer!" sagte Josef zähneknirschend. „Warum führen sie die Kinder nicht alle Tage im Frühling auf das grüne Feld hinaus? zeigen ihnen da, wie das Korn wächst, wie es in die Höhe schießt, und dann endlich im Sommer, wie es zum Brot wird, das sie essen? Wäre denn das gar so schwer? Ich möcht' den Leuten in der „Gasse" schon ihren Bauernhaß austreiben, mein Wort darauf."

„Wie möchtest Du das anfangen?" fragte Rosel lachend.

„Sie müßten Alle ohne Ausnahme Felder kaufen," rief er in einem Tone, der den verabschiedeten Korporal nur zu gut erkennen ließ.

„Das läßt sich nicht erzwingen," fiel Rosel ihm ins Wort. „Du siehst es ja an mir!"

„Bei Dir ist es etwas ganz Anderes gewesen," meinte Josef, „Du warst krank."

„Krank? Ich weiß nicht ob man meinen Zustand so nennen konnte. Aber daß der Doktor Recht hatte,

mich aufs Dorf zu ſchicken, trotzdem mir eigentlich nichts gefehlt hat, iſt das nicht wie ein Wunder? Ich habe mich genug dagegen geſträubt, er hat aber nicht abgelaſſen. Soll ich Dir etwas ſagen, Joſef? Es wäre mir gar nicht ſo leid geweſen, wenn nicht an dem Tage, wo ich meinen Koffer für die Abreiſe packte, Herr Julius Arnſteiner, mein Lehrer, zu mir gekommen wäre. „Haben Sie auch Alles, was Sie gelernt haben, eingepackt?“ fragte er mich. „Ja, Herr Lehrer,“ ſage ich, „alles bis auf die Participialconſtruction!“ „Gerade die Sprachlehre müſſen Sie einpacken,“ meint er, „und müſſen ſie öfters wiederholen, denn wie wollten Sie ſonſt auf dem Dorfe Ihre hochdeutſche Sprache von den Bauersleuten unterſcheiden?“ Ich habe alſo die Sprachlehre auch eingepackt, zu all' den andern Büchern, und immer waren ſie dem Herrn Julius Arnſteiner viel zu wenig; er hätte verlangt, daß ich alles Andere zu Hauſe laſſen, und nur Bücher und Papier mitnehmen ſollt'. Wie ſich das aber merkwürdig ſchickt! Mit einem Male kommt unſer Doktor Prager; wie der die Bücher ſieht, lacht' er erſt laut auf und ſagt' dann: „Was ſoll mit den vielen Büchern da geſchehen?“ „Die nehme ich aufs Dorf mit, Herr Doktor!“ ſage ich. Da ſieht der Doktor erſt mich, dann Herrn Arnſteiner mit einem ernſten Blicke an

und sagt feierlich: „Rosa geht nicht aufs Dorf, um dort zu lesen, es darf nicht Ein Buch mitgenommen werden.“ Vor dem Doktor haben wir uns Beide sehr gefürchtet. Herr Arnsteiner noch mehr als ich; wir haben nicht gewagt, ihm zu widersprechen. Aber wie der Doktor fort war, habe ich's doch aus Trotz und Eigensinn gewagt, und ganz auf den Grund des Koffers habe ich einen Roman gelegt, den mir Herr Arnsteiner geliehen hatte. Das Buch war's, in welchem ich die erste Nacht gelesen habe, als ich zu Euch kam — auch aus Trotz und Eigensinn, denn ich habe Euch damit zeigen wollen, daß ich Bücher lesen kann, Ihr aber nicht; mit dem Buch in der Hand, habe ich mich schützen wollen gegen Euch, damit Ihr mir nicht zu nahe kommt. Weißt Du aber, was damit geschehen ist? Deine Mutter ist gekommen, und hat es mir mit Gewalt weggenommen!“

„Davon habe ich ja nie gehört! rief Josef verwundert.

„Die Mutter hat mich nicht beschämen wollen!“ sagte Rosel. „Sie hätte Dir sagen müssen, wie ich mich damals kindisch und trotzig betragen habe. Erst habe ich geweint und gejammert, habe mich so unglücklich gefühlt, daß ich den Tod vorgezogen hätte! Einmal hatte ich schon das Fenster aufgerissen, und habe mitten in der Nacht aus euerem Hause entfliehen wol-

len. Wie ich aber zum Fenſter hinausgreife, da ſchnuppert draußen euer großer Hund herum, daß ich erſchrocken zurückfuhr. Merkwürdig! Von dieſem Augenblicke an bin ich ruhiger geworden; ich habe nicht mehr geweint, ich habe angefangen zu überlegen. Was ſoll ich Dir viel erzählen? In dieſer Nacht bin ich um einige Jahre älter geworden. Bis dahin bin ich nur die Schülerin des Herrn Julius Arnſteiner geweſen, jetzt war ich ihm gleichſam weggelaufen. Deine Mutter hat zu mir geſagt: „An einem Buch ſollt' es liegen, ob ein Menſch geſund wird oder nicht?“ Und — ſiehſt Du, Joſef, ich glaube, dieſe Worte waren es eigentlich, die mich geſund gemacht haben. Wie ich am anderen Tage deiner Mutter unter die Augen getreten bin, da war ich eine Andere geworden. Von da an hat mein neues Leben begonnen.“

„Ja ein neues Leben für uns Alle, für Dich, für mich, für Vater und Mutter,“ rief Joſef freudig. „Mein Prinzeſſele wird die allerſchönſte Bäuerin werden.„

Roſel drohte ihm ſchalkhaft mit dem Finger.

„Jetzt biſt Du im ſiebenten Himmel,“ ſagte ſie, „vorgeſtern am Sabbath haſt Du aber Luſt gehabt, wieder Comißbrot zu eſſen, und auf die Weisheit Deines klugen Feldwebels zu horchen!“

„Ich will Dir das erklären, Rosel Leben," fiel sogleich Josef ein. „Freilich kann ich die Worte nicht so schön setzen, denn ich habe keinen Herrn Arnsteiner zum Lehrer gehabt, so wie Du! Sieh an, Rosel! ich habe zweierlei Stolz in mir. Zuerst, daß ich Soldat meines Kaisers gewesen bin, und ich habe es bis zum Corporal gebracht, und dann, daß ich der Sohn von Bauersleuten bin. Wer mir diese zwei Sachen verspottet oder beschimpft, dem soll Gott beistehen! Gelernt habe ich nicht viel, nur bis zu meinem dreizehnten Jahre; bis dahin ist wöchentlich zwei- oder dreimal ein Lehrer zu mir gekommen, der in dem nächsten Dorfe beim Randar im Dienste war. In meinem siebzehnten Jahre bin ich zum Militär gekommen, habe da meine Zeit bis auf die letzte Minute abgedient, und kaum habe ich den Abschied in der Tasche gehabt, so eilt' ich nach Hause in unser Dorf! Jetzt ist's ein Jahr, daß ich zurückgekommen bin, mit zwei fehlenden Fingern! Rosel! Du kannst es nicht begreifen, mit welchem beschwerten Herzen ich unseren Hof betreten habe. Du mußt wissen, indessen daß ich Corporal gewesen, war das Gesetz erschienen, daß wir Felder kaufen dürfen. Da hat denn mein Vater alle die Aecker, die er früher gepachtet hatte, an sich gebracht. Gleich am zweiten Tag nach meiner Ankunft hat er mich hinaus-

geführt und hat zu mir gesagt: „Das Alles ist jetzt unser, das sollen jetzt Felder werden, an denen Gott und die Menschen ihre Freude haben sollen! denn von nun an sind wir erst rechte Bauern! Wie er das zu mir gesagt, hätte ich vor Schmerz fast aufschreien mögen: meine abgeschossenen Finger haben mich geschmerzt. Werde ich denn jemals einen Pflug anrühren können, oder einen Sack Getreide aufladen? Wie soll ich da ein Bauer werden? Das war an einem Sabbath! Auf den Feldern ringsum hat man schon gepflügt. Da kommt mir ein Gedanke durch den Kopf, ich will's nämlich probiren, ob ich mit dem Pflug noch umgehen kann. Mit einem Male springe ich in ein frischgeackertes Feld, wo gerade ein Pflug mit zwei vorangespannten Pferden steht. Holla, hott! rufe ich den Pferden zu, und mit derselben Hand, an der die zwei Finger fehlen, hebe ich Dir den Pflug so leicht heraus, und drehe und wende ihn als hätte ich ein Federl gehabt. „Josef!" schreit mir mein Vater zu, „was treibst Du, es ist ja Schabbes!" „Laß gut sein, Vater," ruf' ich in meiner Lust, „Gott verzeiht das schon." Und wie ein Kind ein Spielzeug hundertmal antasten und beschauen kann ohne müde zu werden, so habe auch ich auf- und abgepflügt! Die schwarzen Schollen haben mir ordentlich zugerufen: ich möchte nur tiefer einschneiden, die

Erde hätte ihre Freude dran! Die Hand war mir ganz gesund geworden!“

„Gottlob! Gottlob!“ rief Rosel tief anfathmend, und zog die Hand Josefs an sich.

„Ich bin bald fertig,“ fuhr dieser fort. „Von nun an habe ich gearbeitet, als stünde ich bei meinem Vater im Dienst als Knecht, und mehr noch als ein solcher. Das Feld und die Wiese gehört ja auch mir! Da ist mir jeder Grashalm auf dem Felde, jeder Winkel auf unserem Hofe so lieb geworden — ich hätte noch Einen Finger daran setzen können, wenn Jemand sich unterstanden hätte, daran was anzurühren. Da bist Du gekommen Rosel —“

„Das laß aus!“ rief das Mädchen. „Es kommt nichts Gutes dabei heraus, wenn Du erzählst, wie ich Dir als Prinzessin vorgekommen bin. Ich weiß jetzt nur zu gut, was in Dir vorgegangen sein muß, als so Eine, wie ich, bei Euch sich einquartirte.“

„Ich will Dir's nicht verhehlen! Es war so wie Du es sagst. Mit einem fürchterlichen Hasse habe ich Dir entgegengesehen, nachdem ich deinen Brief gelesen — kaum treffe ich Dich dort auf dem Steg, war das Alles fort, wie weggeblasen. Wärst Du noch so geblieben, wie Du warst, ein Bissele verwöhnt und verzärtelt, mit einem Worte die Prinzessin, ich wäre viel-

leicht gleichgiltig geworden gegen Dich. So aber bist Du durch ein Wunder Gottes eine ganz Andere geworden, Du hast ein Geschick und eine Anstelligkeit in Allem bewiesen, die merkwürdig war. Denk' Dir nun Dich so täglich in all deiner Lieblichkeit und Feinheit vor sich zu sehen, mit Dir durch Feld und Wiese zu gehen, neben Dir zu sitzen, Dir hier und da zu erklären, was das für ein Baum ist, wie der Vogel heiße, der dort fliegt —"

„Du warst ein guter Lehrer, Josef," unterbrach ihn Rosel.

„Und sich dabei doch fragen müssen, täglich und stündlich: Wird das eine rechte Bäuerin? Verstellt sie sich nicht? Ist es ihr wirklich Ernst damit? Sieh, Rosel, das war ja mein Leiden von der ersten Minute an, das hätte mich zuletzt noch dazu getrieben, wieder Soldat zu werden. Ich habe nicht gewußt, ist's Dir Ernst oder bloßer Spaß mit Allem; spottest Du uns im Stillen so nur aus, und machst Dich lustig über uns oder — bist Du wirklich das Prinzessele nicht mehr, als welches Du zu uns gekommen bist —"

Rosel's Augen füllten sich mit Thränen.

„Geh', Josef," sagte sie, und es klang fast wie unterdrückter Zorn hindurch, „so wie ich gegen Dich — von der ersten Minute an, warst Du doch nicht ge-

gen mich. Wie hätte Dir in den Sinn kommen dürfen, daß ich aus Falschheit und Lüge zusammengesetzt bin?“

„Laß Dich von dem nicht beleidigt sein,“ bat Josef, „daß ich so rede. Deßwegen hat uns ja Gott zusammengeführt, daß wir offen mit einander sprechen. Dich selbst habe ich nicht für falsch gehalten, aber oft habe ich mir gedacht: Sie hat so viel gelernt und gelesen, sollte sie es nicht aus Büchern und Schriften gelernt haben, wie man sich in einem fremden Hause und unter fremden Leuten betragen soll? Ich kann mich nicht so gut ausdrücken wie ein Buch — aber das war mein Gedanke immer und immer, ob Du als Rosel, und als keine Andere wie Rosel, Alles thust, oder — als die Rosel, die im kleinen Finger mehr kann, als wir Alle, kurzum als Prinzessin!“

In diesem Augenblicke mochte ein tiefer, vielleicht unheilbarer Riß durch die so unbarmherzig angegriffene Seele Rosels geschehen. Wer kann sagen, wie ein scharfes Wort zur unrechten Zeit gesprochen, in das Gemüth eine Wunde schneidet, wovon es nie genesen kann? Beide, Rosel und Josef, standen jetzt erst an einem Wendepunkte ihres Lebens; er hatte Worte gesprochen, die im Grunde selbst eine weniger stolze Seele hart berühren mußten; dagegen bedurfte es nur

eines geringen Anstoßes, nur eines willfährigen Nachgebens dieser Erregtheit von Seiten Rosels — und ein Bund war zerrissen, der unter so eigenthümlicher Entwickelung entstanden, zwischen diesen zwei Herzen trat der lebendige Tod ein!

In der That hatte es auch den Anschein, als ob Rosel dem Gefühle gekränkter Mädchenhaftigkeit, dem, was an das Beste ihres Lebens so mitleidlos griff, nämlich an ihre Wandlung, nachgeben wollte. Sie rang sichtlich nach einem Entschlusse; laut schluchzend hatte sie sich abgewendet, indem sie dabei ihre Hand, die Josef gefaßt hatte, losriß.

Das dauerte eine lange, fürchterliche Weile. Tiefathmend stand indeß Josef da.

Da drehte sich mit einem Male Rosel zu ihm um, und halb lachend, halb weinend rief sie:

„Josef, ich bin Rosel und nichts Anderes als Rosel. — Glaub' mir aufs Wort! „Ich habe in Dir ja auch nur den Josef erkannt!"

„Rosel! goldene Rosel!" jauchzte er auf, und federleicht hob er das Mädchen zu sich auf, zwischen Himmel und Erde! Der böse Augenblick, um den lichte und schwarze Engel gekämpft, war ohne Verheerung vorübergezogen! —

Jetzt ermahnte Rosel zum Aufbruch, die Mutter

wüßte nicht, wohin sie gegangen, und würde wahrscheinlich in Sorgen sein. So gingen sie wieder zu dem Stege, an dem die Rosse, ohne ein Zeichen von Ungeduld, warteten.

„Jetzt fährst Du mit mir nach Hause!“ rief er überlustig. „Unterstehe Dich, jetzt mir fortzulaufen, wie Du meinem Vater fortgelaufen bist.“

„Erst will ich sehen, wie ich sitzen werde,“ sagte Rosel im gleichen Tone.

Plötzlich rief Josef:

„Da hätte ich bald auf etwas vergessen, was ich Dir mitgebracht habe.“

„Etwas Schönes?“

„Einer aus deiner Gemeinde, den ich auf dem Wochenmarkt getroffen habe, hat mir ein Packet übergeben. Ich soll Dir sagen, meinte er, es käme von deinem Lehrer Arnsteiner.“

„Was kann der mir schicken?“

Josef ging an den Wagen und holte von dort ein in weißes Papier sorgfältig gelegtes und mit unzähligen rothen Siegeln versehenes Päckchen.

„An das wohl- und hochgeborene Fräulein Rosa Ehrenfeld, d. Z. auf dem Dorfe M . .,“ so lautete die in schönen Lateinbuchstaben geschriebene Aufschrift, die Josef lachend vorlas.

„Laß uns doch gleich ſehen, was Herr Arnſteiner mir ſchickt," rief Roſel, und hatte in raſcher Bewegung das Päckchen ſeiner Siegel entledigt.

„Bücher!" riefen Beide in einem und demſelben Augenblicke.

„Und da iſt ein Brief für Dich!" ſagte Joſef, indem er ein während des heftigen Aufreißens zu Boden gefallenes Papier vom Boden aufhob und es Roſel einhändigte.

„Soll ich ihn auf der Stelle leſen?" meinte Roſel.

„Ja, thu' das!" rief Joſef. „Ich will doch hören, was Dir ein Herr Arnſteiner ſchreibt."

Roſel faltete den Brief auseinander, und las bei dem klarſten Mondlicht, das ſelbſt die kleinſten Gegenſtände ringsum bis zur Deutlichkeit überflutete, Folgendes:

„Mein hoch- und werthgeſchätztes Fräulein Roſa!

„Ihre ſehr verehrte Frau Mutter theilte mir jüngſt sub rosa mit (es iſt dieß eben kein Witz, ſondern lateiniſch, und will ſo viel bedeuten als: im Geheimen, oder was man im gewöhnlichen Leben ſo nennt: unter der Hand), daß Sie während Ihres aus Geſundheitsrückſichten auf das Dorf unternommenen Ausflugs Ihre bisher mit ſo vielem Talente und Be-

gabtheit erlernten Lehrgegenstände zu vernachlässigen, die beinahe ausgesprochene Intention zeigen. Seitdem geht mir diese Mittheilung wie ein finsteres Gespenst auf allen Schritten und Tritten nach; bei Tag und Nacht, in jeder Lection, die ich ertheile, schreckt es mich auf. Wenn ich einer Schülerin eine Feder schneide (ich wiederhole immer und immer: Seitdem man Stahlfedern hat, ist jede schöne Schrift zu Grabe getragen worden und unser Jahrhundert kann darum füglich ein eisernes genannt werden), muß ich daran denken: „Wie sieht jetzt Rosa Ehrenfeld's Schrift aus?“ Wenn ich dann einer anderen Schülerin den schwersten Kettensatz (welcher eigentlich nur als eine Ausgeburt der mit Recht als goldene Regel sonst auch Regel de tri von den Italienern benannten Rechnung betrachtet werden kann) erkläre, so geht es mir wie ein Stich durchs Herz, daß Rosa Ehrenfeld in diesem Augenblicke vielleicht zusieht, wie man einen Sack Erdäpfel aufladet, und nicht weiß wie man den Ansatz zu einer einfachen Interessen- oder Gesellschaftsrechnung, selbst ohne Brüche macht. Und besonders, wenn ich an die schwierige Participialconstruction gelange, die von jeher als mein Steckenpferd (ich gestehe dieses offen, weil sie es wirklich verdient) von mir gepflegt wurde, dann erst möchte ich blutige Thränen weinen, daß Rosa

Ehrenfeld vielleicht (wie würde ich der Göttin Hoffnung danken, wenn dem nicht so wäre) an ein Butterfaß angeſchmiedet iſt, während meine dreizehnjährige Schülerin Sidonia Winterfeld die ſchönſten Participialconſtructionen macht und auflöſt. Von der franzöſiſchen Grammaire darf ich gar nicht reden, da bekomme ich gleich Herzweh, und als ich neulich mit Herrn Koppel Brandeis älteſter Tochter den Télémaque begann, der, wie Ihnen „vielleicht“ (wenn ich dieſen Brief drucken ließe, ſo würde ich dem Setzer dabei bemerken er möge dieſes Wort durchſchießen) noch bekannt ſein dürfte, mit den Worten anfängt: „Calypso ne pouvant se consoler du départ d'Ulysse“ (zu deutſch, weil ich doch nicht weiß, ob Sie das noch verſtehen: Kalypſo konnte ſich nicht tröſten über die Abreiſe des Ulyſſes), da rief ich bei mir ſelber aus: „Unglücklicher Arnſteiner! auch Du kannſt Dich über die Abreiſe deiner Roſa Ehrenfeld nicht tröſten, und dabei hat Ulyſſes doch nur der Stimme einer Göttin gefolgt, die ihm ſeinen ruhmloſen Müſſiggang vorhielt, während Sie auf Befehl des Doktors in die Verbannung gingen, als wenn es gar keinen Julius Arnſteiner auf der Welt gäbe! Sie wiſſen, ich habe den Doktor immer reſpektirt; aber ſeitdem er mir das gethan hat, habe ich angefangen, von meiner Bewunderung für

ihn (weil er doch der einzige von der ganzen Gemeinde ist, mit dem man über etwas Anderes reden kann, als über Wolle und Hasenhäute) um einige Percente zurückgekommen, und ich sehe in ihm allenfalls keinen ungewöhnlichen Menschen mehr. Trotzdem, und vielleicht darum, werthgeschätztes Fräulein Rosa, habe ich, Julius Arnsteiner, mich unterstanden, gegen die kathegorischen Befehle des Herrn Doktors, die ich wohl in medizinischer, aber nicht in pädagogischer Hinsicht als maßgebend und dictatorisch anzusehen gewillt bin, offen und ohne Furcht zu handeln, und habe mir erlaubt, Ihnen beiliegend zwei der wichtigsten Bücher zu schicken. Zuerst: Die deutsche Sprachlehre, wo ich in das Kapitel von der „Participialconstruction" ein Ohr hineingedrückt habe, und zweitens den Télémaque. Das Kapitel im ersteren Buche ist die beste Abwehr gegen alle Anfechtungen des Dorflebens (denn ich möchte sagen, der Unterschied zwischen einem gebildeten und ungebildeten Menschen bestehe eben darin, daß jener in Participialconstructionen, dieser aber in einfachen, sogenannten „nackten" Sätzen spricht), und das zweite Buch gewährt neben der unterhaltenden Lectüre eine vortreffliche Übung für die verbes réguliers und irréguliers. Werthgeschätztes Fräulein Rosa! Schiller sagt einmal in seiner Ballade: Der Taucher:

„Unter Larven die einzig fühlende Bruſt“ —

Brauche ich mich näher zu erklären? Habe ich nöthig zu ſagen, auf welchen Umſtand ſich dieſe göttlichen Verſe beziehen? Nein! Nein! Wenn Sie mir den Gefallen thun und leſen und wiederholen! öfters in dieſen beiliegenden Büchern, ſo werden dieſe Verſe mitten unter den Menſchen, zu denen Sie der Befehl des Doktors verbannt hat, an Ihnen zur Wahrheit werden, wo nicht, ſo ſagt Julius Arnſteiner — verdienen Sie eine Bäuerin zu werden.

„Ihr ſeiner Schülerin beraubter und darum bemitleidenswerther ehemaliger Lehrer
Julius Arnſteiner.“

„Nachſchrift. Ich ſehe zwar ſtets bei meinen Schülerinen darauf, daß ſie von dieſem dem weiblichen Geſchlecht namentlich ſo eigenthümlichen Anhängſel eines Briefes ſo wenig als möglich Gebrauch machen; dießmal muß ich aber ſelbſt meine Zuflucht dazu nehmen. Ich wollte Ihnen nämlich noch ein drittes Buch ſchicken, das man, wenn man ſchon auf dem Dorfe leben muß, erſt recht begreifen und würdigen lernt, nämlich Geßner's unſterbliche Idyllen. Aber zu meinem tiefſten Bedauern hat neulich das kleine Kind meiner Hausvermietherin, als ſie gerade am Freitag „Barches (Sabbatbrod) buck (nicht backte), einigen Papiers zum

Unterzünden bedurft, und riß in ihrer Unkenntniß des kostbaren Schatzes etliche zwanzig Blätter heraus. Noch Eines! Warum schrieben Sie in Ihrem Briefe an Ihre verehrte Frau Mutter immer: Joſſef, und nicht Joſef? Iſt das die Frucht meiner Orthographie?"

Der Obige."

Als Roſel dieſe langathmige Klageſchrift ihres ehemaligen Lehrers zu Ende geleſen hatte, entſtand eine minutenlange Pauſe zwiſchen ihr und Joſef. Sie ſahen ſich gegenſeitig an, denn der Eindruck, den das Schreiben auf Jeden einzeln hervorgebracht, war ein verſchiedener. Da mit einem Male brach Roſel in ein unbändiges Gelächter aus und tanzte auf dem Mühlſteg zur großen Verwunderung Joſef's hin und her, den Brief dabei in die Höhe haltend.

„Was treibſt Du, Roſel? fragte er ernſt. „Macht Dich der Brief ſo luſtig? Es kommt mir doch vor, ſo viel ich davon verſtanden habe, ſagt er Dir einige tüchtige Wahrheiten — und dann? willſt Du ihm denn nicht den Gefallen thun, und aus ſeinen Büchern leſen?

Da hielt Roſel in ihrem Lachen plötzlich inne.

„Joſef!" rief ſie in einem Tone, der wie Vorwurf klang.

„D'rin in dem Briefe," ſagte dieſer nach einer

Weile finster vor sich hinblickend, „da steht es geschrieben, daß man nichts ist, gar nichts, wenn man nicht Kettensatz und Sprachlehre kann, oder ein französisches Buch versteht —“

„Nun?“ fragte Rosel tiefathmend, da Josef inne hielt.

„Wie leicht kannst Du es doch bereuen,“ sagte er, „daß Du dem Rathe des Herrn Arnsteiner nicht gefolgt hast — wird sichs dann in Dir nicht rühren und regen, daß Du bei uns geblieben bist, bei „ungebildeten“ Menschen, wie dein Lehrer sagt, während Du —“

„Bücher und Bücher hätte lesen können, nicht wahr, das willst Du sagen?“ rief Rosel laut lachend und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Da sieh her, was mir an den Büchern liegt,“ rief sie, indem sie an das Geländer des Mühlsteges sprang.

Lautschallend fiel ein Gegenstand in das unter ihm dahinströmende Wasser.

„Das ist die Participialconstruction!“ rief sie und noch einmal holte sie zum Wurfe aus.

„Und das die Kalypso mit ihrem Herrn Ulysses, ich brauche sie beide nicht.“

Auch das zweite Buch fand seinen Weg ins Was-

fergrab. Vom Mondlicht beleuchtet, trieben die Bücher des Herrn Arnſteiner noch eine Zeit lang auf der Oberfläche der Fluthen hin, bis ſie den Blicken entſchwanden.

„Roſel was weibſt Du?“ ſchrie Joſef, indem er ſie kräftig an der Hand faßte.

„Sei ruhig, Joſef,“ ſagte ſie milde lächelnd. „Es liegt an den Büchern nichts. Ich habe mir dafür etwas Beſſeres eingetauſcht.“

„Du biſt ein merkwürdiges Mädchen,“ ſagte Joſef, mit der Hand über die Augen fahrend. „Du ſollſt es aber nie bereuen.“

Joſef hatte den Sinn ihres Thuns wohl verſtanden.

„Und jetzt komm', es iſt ſpät!“ mahnte Roſel.

Joſef geleitete ſein Mädchen zum Wagen, oder er trug ſie vielmehr. Mit einem kräftigen Schwunge hob er ſie hinauf, dann ſchwang er ſich ſelbſt hinan und ergriff die Zügel.

„Sitzeſt Du gut, Roſel Leben?“ fragte er, ehe er abfuhr.

„Ich ſitz' wie eine wirkliche Prinzeſſin —“

„Willſt Du wiſſen, worauf Du ſitzeſt? Einen einzigen Sack Korn habe ich auf dem Wochenmarkt nicht verkauft — auf dem ſitzeſt Du.“

„Möcht' uns Gott nur immer im Korn ſitzen laſſen!“ rief Roſel

So fuhren ſie nach Hauſe. Welch eine Heimfahrt! Stille und athemloſe Ruhe, wohin ſie blickten und horchten, Feld und Wald und Dorf im fahlen Dämmerlichte, das allen Gegenſtänden ringsum ein wahrhaft zauberiſches Ausſehen verlieh, und durch alle dieſe Herrlichkeit der Natur das junge Paar hinfahrend, in Geſprächen über den Augenblick, der ihnen jetzt bevorſtand, wo ſie den Eltern ihr gefundenes Glück verkündigen ſollten!

Das Hofthor lehnte ſchon weitoffen, als Joſef vor dem Bauernhof anfuhr. Die Zügel dem Knechte zuwerfend, der ſeiner im Hofe harrte, und Roſel vom Wagen herunterzuheben und dennoch ſanft niederzulaſſen, war das Werk eines Augenblickes. Arm in Arm gingen ſie zur Stube, in der ſie die Eltern zu finden hofften.

Joſef riß die Thür weit auf, und ſchrie ſogleich beim Eintritt: „Vater und Mutter Leben! Da bring' ich Euch die Tochter, auf die ihr Euch ſo lang gefreut habt. Roſel und ich ſind mit einander einig geworden.“

Rebb Feiwel und Gitel ſaßen beim Scheine einer einzigen Kerze am Tiſche.

„Roſel! Roſel!“ rief die Bäuerin und wollte von

ihrem Sitze aufspringen; aber sie vermochte es nicht, kraftlos sank sie wieder zurück. Da stürzte Rosel auf sie hin und fiel ihr laut weinend um den Hals.

„Mutter, Mutter!“ rief sie, „bist Du's zufrieden, daß ich deine Tochter werde?“

„Gitel! was habe ich gesagt?“ rief nun seinerseits der alte Bauer. „Habe ich nicht gesagt, sie sind jetzt beisammen und werden mit einander eines Herzens? S'Gott's Willkumm, mein Prinzessel! Gott soll Dir's zahlen, was Du an uns thust, und daß Du in unserem Hause bleibst.“

Seine Stimme brach in tiefer Bewegung; sie sank zum lauten Schluchzen herab.

Aus Gitels Umarmung richtete sich jetzt Rosel auf, und reichte dem alten Bauer ihre Hand, die er herzhaft ergriff. Zwischen Thränen lächelnd sagte sie:

„Deiner Babe Mährchen hat doch recht gehabt. Aus der Prinzessin ist eine Bäuerin geworden.“

„Wie ein Prinzessel sollst Du aber auch gehalten werden,“ sagte Rebb Feiwel.

Endlich ermannte sich auch Gitel.

„Kinder, meine Kinder!“ rief sie, „ich frage gar nicht, wie das so gekommen ist — Gott der Allmächtige hat sein lebendiges Wunder an Euch verrichtet,

das seh' und erkenn' ich, und hat Alles so gefügt, daß es eintreffen mußte, wie es eingetroffen ist. Und wenn ich auch nicht absehe, wie euer Zusammenfinden zu einem glücklichen Ende führen soll — ich frage nicht weiter darum, und beschwere mir nicht mein Herz in dieser gesegneten Stunde! Ich überlass' das Gott dem Allmächtigen im Himmel, der mag thun, wie ihm wohl gedünkt. Einstweilen aber will ich Euch meinen Segen geben. Komm her Josef, und stell' Dich da neben meine Tochter Rosel. Ich will Euch benschen."

Stille ward es in der Stube; der Segen einer alten guten Frau und Mutter stieg lautlos zum Himmel auf.

* * *

Fast sollte man sagen, es verstehe sich von selbst, daß sobald Rosels Liebesgeschichte aus dem eng umfriedeten Kreise des Bauernhofes in die Öffentlichkeit trat, Hindernisse auf Hindernisse sich thürmten.

Kann man der Welt die zarten, geheimnißvoll gesponnenen Fäden zeigen, aus denen solch' ein Gewebe besteht? Sie greift daran mit plumper Hand, und ob es reiße oder nicht — sie fragt wenig darum. Nur langsam löste sich das Entsetzen, in das Hannele Ehrenfeld vor dem ersten Briefe, der die offene Mittheilung des Geschehnisses enthielt, versetzt

worden war. Sie ſelbſt war aufs Dorf hinausgekommen, und Roſel hatte ihr in die alte Heimat folgen müſſen. Wie eine Löwin, der man ihr Junges geraubt, hatte ſie das Mädchen aus dem Schooße des Bauernhauſes geriſſen. Von der ehemaligen Freundſchaft war nicht mehr die Rede; nur die beleidigte Mutter, die gekränkte reiche Frau ließen ſich hören. Nie waren ſo viele Thränen, niemals ſo böſe Worte auf dem Bauernhofe gefallen, als damals.

Nicht Spott, nicht Hohn, nicht das bald ſchmeichelnde, bald gewaltſame Zureden der Mutter vermochte Roſel abtrünnig zu machen von dem, dem ſie ſich aus freier Wahl und ſelbſtſtändiger Anſchauung zugeſellt hatte. Aber als ſechs Monate vorüber waren, war das Ausſehen Roſels eben ſo, als es vor ihrer Abreiſe aufs Dorf geweſen. Diesmal konnte Hannele beinahe mit mehr Recht ſagen als früher: das, was ihrer Tochter fehle, ſei ein „zu groß“ Herz.

Es bedurfte des ganzen Anſehens, deſſen der Doktor Prager vermöge ſeiner Stellung in der Gemeinde genoß, um Hannele im entſcheidenden Augenblicke, in dem er ihre Hartnäckigkeit für die Folgen verantwortlich machte, endlich umzuſtimmen.

„So mag ſie denn eine Bäuerin werden!“ rief ſie, „wenn ſie Luſt dazu hat!“

Und die ist denn auch Rosel in der schönsten und wahrsten Bedeutung dieses Wortes geworden.

Ein ganzes Jahr lang kam Hannele Ehrenfeld nicht zu der einzigen und doch so geliebten Tochter aufs Dorf; sie schrieb ihr auch nicht, und ließ sich nicht schreiben. Zu hoch gingen noch die Wogen ihrer aufgeregten Stimmung. Wenn man sie fragte, wie es ihrer Tochter gehe, konnte sie bitterböse werden, oder sie antwortete:

„Jetzt wird sie gerade Erdäpfel aussetzen", oder: „Wollen Sie vielleicht von ihr ein Paar Pfund Butter kaufen? Soll ich Ihnen den Einkauf versorgen?"

Aber als das erste Töchterchen auf dem Bauernhofe geboren ward, konnte sie sich schon aus Rücksicht für die Welt, die jetzt nach vollendeter Thatsache für Rosel entschieden Parthei ergriff — und ihrer lange zurückgedrängten Sehnsucht nicht mehr entziehen. Sie kam. In der Fülle des Wohlseins, der Liebe und des Glückes, von denen sie ihre Tochter umgeben fand, ging ihr das Herz vor Wonne auf; sie gewann die Anschauung, daß Rosel einem Zuge gefolgt war, der sie mitten in eine von Gott und Menschen gesegnete Häuslichkeit versetzt hatte. Erst jetzt erfolgte aus tiefster Überzeugung ihre volle Einwilligung.

Das Töchterchen aber, die erſte Blüthe am Baume der neu ſich verjüngenden Familie, nennt der alte Bauer in ſeiner Liebe und ſeligen Erinnerung an Roſels Eintritt in ſein Haus nicht anders als: „Mein kleines Prinzeſſele.“

Julius Arnſteiner's Beſchau.

„Schöne goldene Zeiten, wo seid ihr hingeschwunden! in welche öde, jedem menschlichen Fuße unzugängliche Wüstenei habt ihr euch geflüchtet? Läßt sich denn gar keine, auch nicht die leiseste Spur von euch auffinden, daß man ihr folgen und in das verborgene Paradies eintreten könnte! Ihr Zeiten nämlich, als der gebildete Mensch noch etwas galt und mit Fürsten und Königen und Grafen, wie der große Schiller sagt, auf des Lebens Höhen stand, und sich nicht zu fürchten brauchte, daß ihn ein Lazar Winterfeld von dort oben schmählich herunterjagte. O, Sidonia! Wenn ich daran denke, wie anders sich König Philipp von Spanien in „Don Karlos“ gegen den Marquis Posa benimmt, so übermannt mich mein nur allzugerechter Schmerz und die heutige Welt flößt mir einen unüberwindlichen Eckel ein. Denn warum läßt sich König Philipp, dieser mit aller Macht ausgestattete Herrscher, von jenem Marquis Posa solche Reden ins Gesicht schleudern?

Hätte er nicht auf der Stelle Einen von seiner Leibwache rufen lassen können, um den Rebellen niederzuschießen? Nein, er hat's nicht gethan! Und warum nicht, frage ich? Weil er in ihm den Mann von Bildung geachtet hat. O Sidonia! Was nützt mir all mein Wissen? Was habe ich davon, daß mir in der Analyse der so schwierigen Participialconstruction kein Zweiter gleichkommt, und daß ich mit vielleicht fünfzig Schülern und Schülerinnen den unsterblichen Telemaque von dem berühmten Fenelon durchgelernt habe, wenn man das nicht in mir achtet, was an mir das Beste ist, nämlich meine Bildung? Laß mich heute zu deinem Vater Lazar Winterfeld kommen und zu ihm reden, wie Marquis Posa zum König Philipp geredet hat: Lazar Winterfeld, geben Sie mir Ihre Tochter! (Im Urtexte heißt es aber bekanntlich: Gedankenfreiheit). Was möchte mein König Philipp, dein Vater zu mir sagen?

O Sidonia!"

Lustige Strahlen warf die Sonne um diesen Augenblick, in welchem ein Menschenkind solche trübselige Dinge in ein Tagebuch schrieb, gleichsam zum Hohne, in die Lehr- und Wohnstube des uns wohlbekannten Herrn Julius Arnsteiner. Er aber merkte nichts von ihnen und schrieb fort; in rasender Eile flog der Gänse-

kiel (Herr Arnſteiner bediente ſich nie der ſchriftverderbenden Stahlfeder) über das ungeduldige Papier, und hätte ſo fortgeraſt, wenn nicht gerade bei dem letzten Ausrufe „o Sidonia“ eine Stimme aus der Ecke der Stube erſchollen wäre:

„Herr Arnſteiner, ich glaube, jetzt werden Sie mit meinem „P“ vollkommen zufrieden ſein.

Der Lehrer ſchaute auf; wirr flogen ſeine Blicke von einem Ende der Stube bis zum andern, bis ſie endlich auf einem an dem Tiſche zuſammengebückt ſitzenden etwa ſiebzehnjährigen Mädchen haften blieben, deſſen Geſchäft darin beſtand, auf einen großen Bogen Papier nichts als „P“ wahrhaftig — nichts anderes als „P“ hinzumalen.

Es war ein fürchterlich ſtarrer Blick, in welchem dieſes Erwachen aus einer grauſam zertrümmerten Traumwelt ſich ſammelte, aber noch grauenhafter klang der Ton, den der Lehrer in die Worte legte, als er mit einem Male ſagte:

„Sali, Du haſt einen Mord begangen, einen unverzeihlichen Mord!“

„Ich?“ ſtammelte das unglückliche Mädchen, und die Feder, die gerade mit dem Schwunge eines prächtigen „P“ beſchäftigt war, erlahmte und malte eine ſchreckliche Fratze hin, vor der Julius Arnſteiner, wenn

er nicht zum Glücke von ihr abgewandt gewesen, graue Haare bekommen hätte.

Der Lehrer weidete sich mit seinem starren, gefühllosen Auge an dem Schrecken seiner Schülerin, nicht ein Muskel bewegte sich in seinem Gesichte gegenüber dem Opfer seiner Anklage; er war, als säße er über Leben und Tod, und der nächste Moment könnte eines von beiden über seine Lippen bringen.

„Ja, einen Mord," wiederholte er langsam, „ich kann es nicht anders nennen."

„Ich, Herr Arnsteiner?" rief das Mädchen weinerlich und sah ihn mit einem flehentlichen Blicke an.

Der Lehrer mochte jetzt ein menschliches Rühren empfinden, seine Züge wurden weicher, gewissermaßen flüssiger. „Wenn ich von einem Morde spreche", sagte er, und jedes Wort war gewiegt und gewogen, „so meine ich darunter keinen leiblichen, sondern einen Gedankenmord, den Du dadurch an mir begingest, daß Du mich gerade in einem Momente, als ich eine meiner schönsten Ideen dem Papier anvertrauen wollte, mit deiner Frage wegen eines einfachen Buchstabens störtest. Was ist aber das schönste P, und wäre es selbst von einem Kalligraphen geschrieben, gegen einen gemordeten schönen Gedanken?"

„Ich soll so etwas gethan haben, Herr Arnsteiner?"

klagte das Mädchen und richtete thränenfeuchte Augen — und es waren braune, treuherzige Augen — auf den grausamen Lehrer. „Nicht einmal im Traume möchte es mir einfallen, Ihnen wehe zu thun!“

„Beruhige Dich, mein Kind,“ sagte der Lehrer, schon etwas mehr gerührt, „Du bist nicht die Erste und Letzte, die ein derartiges Verbrechen an mir begangen hat. Ein Mensch von Bildung wird tagtäglich gefoltert, in spanische Stiefel geschnürt (erinnere mich einmal daran, daß ich Dir erkläre, was dieser Ausdruck bedeutet) und gemordet. Denn wer vermag die Qualen zu beschreiben, die ein gebildeter Mensch aussteht, wenn ihm ein Fehler in der deutschen Sprachlehre in die Ohren klingt und wenn er, um nur Eines von tausend Beispielen zu erwähnen, aus dem Munde von Damen, die, wenn sie dem Lehrer Julius Arnsteiner begegnen, fast zu stolz sind auf seinen Gruß zu antworten, hören muß. „Wir haben sich gestern gut unterhalten.“ Oder wenn er die Orthographie von Leuten zu Gesicht bekommt, die an ihren Geldbeutel schlagen, daß er klingt, und nicht einmal im Stande sind ihren Namen recht zu unterschreiben! Das aber ist alles nichts gegen die eine Qual, und diese wiegt alle andern auf; die Hauptqual besteht darin, daß der gebildete Mensch nicht verstanden wird,

daß, wo er auftritt, ein Wettrennen mit Hinderniſſen ſeiner wartet (auch dieſen Dir gewiß unerklärlichen Ausdruck will ich Dir bei gelegener Zeit auseinander ſetzen, er ſtammt aus England her, und ich habe mir ihn neulich aus einer Zeitung aufnotirt) und überall der Gelddünkel und die ſchnödeſte Verachtung alles Höheren ihm entgegentritt. Soll man da nicht an der Menſchheit verzweifeln, ſoll man ſich da nicht in die Zeiten zurückſehnen, als noch der gebildete Menſch, wie ich nach Schillers Ausdruck ſehr bezeichnend niedergeſchrieben habe, mit Königen, Fürſten und Grafen Umgang hatte?

„Kränken Sie ſich nur nicht ſo ſtark," tröſtete Sali mit vor Mitleid bebender Stimme. „Wozu haben Sie auch ſo viel gelernt, Herr Arnſteiner, wenn es Ihnen ſo übel thut? Meine Mutter ſagt immer: Mit Schweigen kommt man durch die ganze Welt."

Auf Julius Arnſteiner's Stirn ſchwoll eine Ader an, die nur in ſeltenen Gelegenheiten, etwa bei einer durchaus fehlerhaften Regierung eines deutſchen Vorwortes, dieſe Ausdehnung anzunehmen pflegte.

„Was ſoll das heißen?" rief er zornig. „Wenn ich alſo deine Mutter, die Federſchleißerin, gut verſtehe, ſo iſt Schweigen bei ihr ſo viel als Nichts wiſſen?"

„Ich weiß nicht," ſagte das Mädchen mit demü-

thig gesenkten Augen. „Die Mutter braucht den Spruch, wie er ihr in den Mund kommt.“

Der Lehrer schien von dieser Antwort nur wenig beschwichtigt. Mit der Überlegenheit eines wahrhaft gebildeten Menschen rief er nach einer Weile, die es ihm gegönnt hatte, sich wieder in die Falten seiner etwas aufgestörten Würde zu werfen.

„Pah! was liegt mir daran, was eine Federschleißerin sagt? Der Spruch ist gewiß nicht auf dem Baume der Bildung gewachsen, den hat wahrscheinlich ein Ignorant (was so viel ist als ein Unwissender) in seinem Kopfe ausgeheckt. Wenn man mit Schweigen durch die ganze Welt kommt, was hat man dann nöthig zu lernen? Was brauche ich mich dann mit den Regeln der deutschen Sprachlehre zu plagen, wenn Schweigen besser ist als Reden? Warum sich nicht lieber gleich ein siebenfach aufsperrbares Schloß an den Mund schmieden lassen, wenn die Vortheile der Unbildung, der Unwissenheit und Ignoranz so auffallend am Tag liegen? Geh' lieber gleich in ein Kloster, Ophelia, sagt Hamlet, Prinz von Dänemark, und dasselbe könntest Du deiner Mutter, der Federschleißerin, zurücksagen. Wenn Schweigen besser ist als Reden, so braucht sie Dich nicht zu mir zu schicken. Was hast Du nöthig zu lernen, wie man einen ordentlichen

Brief zu Stande bringt? Oder, daß Du eine Multiplikation zu machen verſtehſt? Schweig' lieber, ſchreib nichts, rechne nicht, Du kommſt ſo nach der Weisheit deiner Mutter am beſten durch die Welt.

„Um Gotteswillen, Herr Arnſteiner," unterbrach das Mädchen mit thränenerſtickter Stimme den hochgehenden Gedankenſtrom des erzürnten Lehrers, „was hat Ihnen meine Mutter gethan, daß Sie ihr dieſe Kränkung anthun wollen? Sie gibt Ihnen ja täglich tauſend Segensſprüche, daß Sie ſich meiner angenommen, mich ſchreiben, leſen und rechnen lehren, daß ich mich nicht zu ſchämen brauche vor Gott und den Menſchen. Und jetzt auf einmal wollen Sie mich ihr wieder nach Hauſe ſchicken? Sie wird krank werden vor lauter Herzleid."

Julius Arnſteiner hatte eine merkwürdige Schwäche; er konnte Niemanden weinen ſehen. Thränen nahmen ihm ſeine ganze Kraft; ſeinen Schülern namentlich aber ſeinen Schülerinnen, war das wohlbekannt. Mitten im größten Ärger über einen „Diktandofehler" konnte ihn die mit einer kleinen Thränenbeigabe ausgeſprochene Entſchuldigung: „Was kann ich dafür?" vollſtändig entwaffnen. Julius Arnſteiner gehörte nicht zu den Anhängern jener Methode, die es bekanntlich nicht verſchmäht, die letzten Conſequenzen ihres Sy-

ſtems zuweilen mit einem flachen Lineal oder einem ſtets bereit liegenden Stäbchen, ja ſelbſt mit der bloßen Hand in eine etwas unſanfte Berührung zu bringen. Das hätte er als eine Entweihung ſeines Standes, als eine Erniedrigung des gebildeten Menſchen in ihm betrachtet. Lieber redete er zu halben Stunden lang, bis er ſeinen eigenen Ärger zu Tode geſprochen und dem Schüler oder der Schülerin das große Verbrechen eines Diktandofehlers bis in die tiefinnerſten Winkel des Gewiſſens gerückt zu haben glaubte. Dann ward er ruhig, und Alles war vergeſſen.

Auch diesmal hatten die Thränen einer Schülerin die ähnliche Wirkung. Julius Arnſteiner fuhr mit der Hand einige Male über das Geſicht, als wollte er von dort etwas wegwiſchen, was ihn beirrte.

„Deine Mutter," ſagte er nach einer Pauſe, „gibt alſo wirklich was darauf, daß ich mit Dir lerne? Sie hat alſo wirklich Sinn für Bildung?"

„Es vergeht", rief das Mädchen lebhaft, „ja keine Stunde im Tage, wo ſie nicht von Ihnen ſpricht. Auf meinen Herrn Julius Arnſteiner, hat ſie noch geſtern am Abend geſagt, da laſſe ich nicht kommen, was auf ein Quentel geht. Das iſt der beſte Menſch, der auf der Welt lebt, man kennt ſich nur nicht ſo in ihm aus, weil er ein ſo gewaltig gelehrter

Menſch iſt. Die Mutter hat auch den Winter über etwas gethan, was ich jetzt wohl verrathen darf. Sie hat die ſchönſten und feinſten Federn, die ſie nur hat zuſammenklauben können, geſchliſſen, es iſt auch nicht eine ſchlechte darunter, lauter Flaumenfedern. „Da d'rauf," hat ſie geſagt, „ſoll kein And'rer ſchlafen, als mein Herr Arnſteiner, es iſt keiner in der ganzen Gemeinde werth, auf ſolchen Federn zu liegen; die heb ich ihm auf, bis er einmal heirathet."

„Eher gibt ſie die Federn nicht her? deine Mutter will alſo ſicher gehen?" rief der Lehrer beinahe luſtig. „Nun, wer kann wiſſen, was in den Sternen geſchrieben ſteht?"

Es war ein merkwürdiger Blick, der bei dieſen Worten aus den Augen des Mädchens nach dem Lehrer hinglitt. Aber ſo wenig man den Blitz aufhalten kann, ſo wenig hätte, ſelbſt wenn er aufmerkſamer geweſen wäre, Herr Arnſteiner die Bedeutung dieſes Blickes ergründen können. Ja, wie der Blitz in dem einen Augenblicke mit grellem Lichte alle Gegenſtände erhellt, während im nächſtfolgenden die alte Finſterniß wieder in ihr Recht tritt, ſo war es auch mit dieſem Mädchen. Jetzt — es dauert aber nicht länger als eben jener Blick — ein fragendes, nach Löſung ringendes Geheimniß in den feinen Zügen des Antlitzes,

und jetzt wieder die am Tische gebückt sitzende, mit dem Schwunge großmächtiger P's sich abquälende, wehmüthig sich entschuldigende Tochter der Federschleißerin.

„Bah! was habe ich aber davon?" fügte der Lehrer sogleich mit einer verdrießlichen Achselzuckung hinzu, während er unmittelbar darauf wieder lächelte. „Deine Mutter scheint also, wie das Volk in seiner unerklärlichen Redeweise zu sprechen pflegt, Stücke auf mich zu halten? (Schade, daß ich Adelungs großes Wörterbuch nicht zur Hand habe, es kostet aber zu viel). Nun ich bin ihr recht dankbar dafür und werde das in Bettfedern bestehende Honorar für deinen Unterricht mit geziemender Erkenntlichkeit annehmen, wiewohl ich gestehe, daß mir für meinen Theil die vier Bände Adelung lieber wären. Du kannst das deiner Mutter zurücksagen, nämlich ersteres; das von Adelung mußt Du aber für Dich behalten; was brauche ich einen Menschen noch unnöthiger Weise zu kränken?"

„Ich danke Ihnen, Herr Arnsteiner, ich danke Ihnen!" rief die Schülerin mit hoher Freude, „das wird der Mutter lieber sein, wie . . ."

„Nun, Du stockst, Sali, Du findest nicht sogleich das passende Gleichniß?" unterbrach sie der Lehrer. „Weißt Du, daß es gar nicht so leicht ist, hier ein entsprechendes Gleichniß anzufügen? Lazar Win-

terfeld oder einer seines Gleichen möchte sagen: wie ein Topf geschmolzener Nudeln, oder wie eine Schüssel frischgebackene Kräpfchen; denn Leute dieses Schlages nehmen zur Bezeichnung dessen, was sie gern besonders kräftig ausdrücken möchten, meistens zu materiellen Dingen ihre Zuflucht; ihr Gedanke reicht nicht weiter als ihr Mund. Ich an deiner Stelle würde sagen, um den höchsten Grad von Freude auszudrücken: Das ist mir lieber, als der große Adelung."

„Meinetwegen, Herr Arnsteiner," rief das Mädchen mit leuchtenden Augen, „meinetwegen wie der große Edeling!"

„Adelung, mein Kind, Adelung," corrigirte der Lehrer, „es ist das gerade so, als wolltest Du meinen Namen Arnsteiner wie Ornsteiner aussprechen."

„O, den Namen verwechselt man nicht so leicht," meinte Sali außerordentlich fein.

Dem Lehrer mundete dieses Kompliment gar nicht übel; als gebildeter Mensch war er Schmeicheleien nicht unzugänglich, oder vielmehr er verstand sich recht gut auf ihr süßes Gift. Vielleicht aus Erkenntlichkeit glaubte er Gleiches mit Gleichem vergelten zu müssen und meinte:

„Weißt Du, Sali, daß sich deine Sprache seit einiger Zeit merklich zu ihrem Vortheile verbessert hat?

den letzten Satz z. B. haſt Du ſo correkt und richtig betont ausgeſprochen, wie es nur Sidonia Winterfeld im Stande iſt.“

Sali erglühte wie eine Purpurroſe; aber der Lehrer bemerkte das nicht.

„Und weißt Du noch was?“ fuhr er fort. „Wenn ich den Spruch deiner Mutter eigentlich vom Standpunkte der philoſophiſchen Betrachtung erwäge, ſo ſieht er gar nicht ſo verletzend und das Gefühl des gebildeten Menſchen beleidigend aus, wie er mir anfangs vorgekommen iſt. Mit Schweigen kommt man durch die halbe Welt, ſagt deine Mutter. Nun freilich! Schweigen iſt das Loos des Schönen. Was kann der gebildete Menſch Beſſeres thun, als ſchweigen mitten unter ungebildeten Menſchen? Redet er, ſo verſtehen ſie ihn nicht, wendet er einen etwas ungewöhnlichen Ausdruck an, ſo lachen ſie Einen hämiſch aus. Der Reſt iſt Schweigen, muß irgendwo ein großer Dichter ſagen; denn ich habe dieſe Worte neulich irgendwo mit Gänſefüßchen angeführt geleſen, was ich Dir übrigens in der Lehre von den Interpunktionen auseinanderſetzen werde, ſonſt meinſt Du vielleicht, Du müßteſt zwei Füße von den Gänſen deiner Mutter nehmen, und ſie aufs Papier ſtellen. Dem iſt nun nicht ſo; nur der gebildete Menſch kennt den wahren und rich-

tigen Gebrauch der Gänsefüßchen, weil nur er zu ermessen weiß, wie viel von der acuraten Stellung derselben abhängt. Leider kann man sie nur im Schreiben und nicht im Sprechen anwenden. Wie viel Mißverständniß, Neid, üble Nachrede könnte verhütet werden, wenn man im Stande wäre, auch im Sprechen diesen Gänsefüßchen ihren Platz anzuweisen! Was mich betrifft, so begehe ich niemals die Unterlassungssünde, einem solchen Gänsefüßchen aus dem Wege zu gehen; denn wie leicht könnte man, wenn ich z. B. eine Stelle aus Schiller, Shakespeare, Geßner oder Fenelon anführe und vergäße die zwei kleinwinzigen Zeichen, glauben, die Stelle rührte von mir her! Ja, Sali, deine Mutter hat Recht! Mit Schweigen kommt man durch die ganze Welt; schreiben ist aber auch schweigen; und so schreibe ich denn nieder, was Alles mich drückt und betrübt. Ich werde Dir das auch vorlesen, was ich jetzt gerade niedergeschrieben; ich habe eine leise Ahnung, daß Du dazu ein gewisses Verständniß mitbringst, worauf es doch eigentlich ankommt. Wenn Du aufmerksam zuhörst, kannst Du viel davon profitiren; es kann einmal auf deinen Styl, wenn wir nämlich zu der praktischen Anwendung der syntaktischen Regeln kommen werden, nur vortheilhaft wirken. Laß mich übrigens erst sehen, wie deine P's ausgefallen sind.

Sali reicht ihm den beſchriebenen Bogen nur zögernd hin.

„Soll ich leben!“ rief der Lehrer ganz gegen ſeine Gewohnheit in dieſer nur der Gaſſe mundläufigen Betheuerung; „dies P hat merkwürdige Fortſchritte gemacht. Sidonia Winterfeld kann auch kein ſchöneres hervorbringen. Morgen ſchreiten wir an das ſchwierige S“.

Und während Julius Arnſteiner es nicht ahnte, was bei dieſem feierlichen Verſprechen in der Seele ſeiner jungen Schülerin vorging, ob Freude über das reichlich geſpendete Lob, ob eine gewiſſe Trauer, daß mit dem Betreten des ſchwierigen S die Schreiblektionen ihrem Ende entgegeneilten, griff er haſtig nach ſeinem Manuſkript, und gab dem Mädchen den beſchriebenen Bogen zurück.

Es begann zu leſen. Nie hatte es ein gläubigeres und aufmerkſameres Publikum gegeben, als dasjenige, das in der Perſon der ſiebenzehnjährigen Schülerin mit klaren und treuherzigen Augen, mit lauſchender Seele auf dem ehrfurchtsvoll, gleichſam von ſo großem Zutrauen erſchrockenen Antlitz derſelben den Deklamationen des Lehrers horchte.

Arnſteiner war über die erſten Sätze ſeiner trübſeligen Betrachtungen gelangt, bis zu jener Stelle, die wir um ihrer Wichtigkeit noch einmal hinſtellen wollen:

„Und sich nicht zu fürchten brauchte, daß ihn ein Lazar Winterfeld von dort oben herunterjagte. O Sidonia!“

„Herr Arnsteiner, Herr Arnsteiner!“ rief plötzlich mit merkwürdiger Lebhaftigkeit die kleine Schülerin, „da vorn an dem Rocke, der an der Thür hängt, ist ein Knopf herunter, den muß ich schnell annähen.“

Julius Arnsteiner schrak zusammen, als hätte ihn Jemand auf einem ungeheueren Sprachfehler ertappt. Auf einen solchen Schlag war er wahrlich nicht gefaßt! Aber mit der Resignation eines gebildeten Menschen, der nach seinem eigenen Ausdrucke so oft das Vergnügen hat, in spanische Stiefel geschnürt zu werden, sammelte er sich sogleich, und die ihm gewöhnliche Duldermiene trat siegreich auf seinem Antlitze hervor. Konnte er sich denn selbst ein Dementi (es ist das ein sehr feiner und hochgebildeter Ausdruck, den nicht Jeder in der Gasse anzuwenden wußte) geben? Mußte er nicht stets mitten in seiner Qual schweigen? Gelassen legte er das Manuskript aus den Händen und sagte schwach: „Nähe ihn also an, diesen hängenden Knopf, es wird ihm recht wohl thun, wenn Du Dich seiner annimmst.“

Für Sali aber war Befehl und dessen Ausführung das Werk eines Augenblickes. Ehe sich der Lehrer es versah, hatte sie aus der Tasche ihrer Schürze ein

Nadelbüchschen und einen um Papier gewickelten Zwirnknäuel geholt. Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen hatte sie mit den Zähnen den unnöthigen Rest abgebissen, daß es ordentlich in der Stube wie ein schriller Schrei tönte. In halb knieender, halb aufrechter Stellung trat sie dann an den Rock hinan und begann mit geübter Hand die Befestigung des seinen Banden entsprungenen Flüchtlings.

Julius Arnsteiner war in einer Art traumhaften Scheinlebens allen Bewegungen des Mädchens gefolgt; er selbst mußte sich verzaubert dünken, ein so greller Gegensatz lag zwischen dem, was er so eben aus der ganzen Fülle seiner Seele gelesen — und diesem anzunähenden Knopfe! Erst das regelmäßige Auf- und Niederfahren der Nadel, fast an seinen Augen vorüber, gab ihn wieder der Wirklichkeit zurück.

Wer war diejenige, die, während er die klaffende Wunde seines Innern so vertrauensvoll offenbarte, Zeit und Stimmung hatte, an den fehlenden Knopf an einem elenden Rocke zu denken? Die Tochter einer Federschleißerin! Und das sollte ihn Wunder nehmen?

„O Sidonia Winterfeld", mußte er unwillkührlich dieser Entdeckung Sprache verleihen, „Du hättest mir keinen Knopf angenäht! Du nicht!"

„Ai!" schrie Sali auf, und schüttelte den Zeige-

finger, wie von einem furchtbaren Schmerze betroffen, „Herr Arnſteiner, ich habe mich geſtochen, bis in's Fleiſch hinein!

„Leg' kaltes Waſſer darauf", ſagte Arnſteiner gelaſſen, indem er ſich erhob. In dieſem Augenblicke war auch nicht eine Spur von Mitleid in ſeinem ſonſt nicht verhärteten Herzen! Der Knopf aber ſaß feſt.

Ja kaltes Waſſer! Wie trefflich mundet ein Trunk, wenn man in brennender Sonnengluth ſich müde gegangen, aber wie geringe iſt ſeine Wirkung, wenn man es an den Schmerz dunkel aufgeregter Empfindungen hält, der nicht von dem Stiche einer fehlgegangenen Nähnadel, ſondern von dem Herzen ausgeht, da wo es bekanntlich am weheſten thut!

Die kleine Sali hatte den Rath ihres Lehrers nicht befolgt, ſei es, daß es in der Stube des Herrn Arnſteiner an einem Glaſe fehlte, wo hinein ſie das kühlende Element gießen wollte, oder vielmehr, weil es ſie drängte, aus der Vorleſung zu kommen, die ſo herzbrechende Dinge enthielt — nicht nur für Herrn Julius Arnſteiner.

Sie ging lieber nach Hauſe! dort hatte ſie Waſſer

in Hülle und Fülle und auch ein Glas dazu, aber das Beste war doch ein uralter, weitbauchiger Kasten, der mit der Wand einen so vortrefflichen Winkel bildete, wie man ihn in halb Böhmen nicht schöner fand; denn man saß darin so still und abgeschlossen von der Welt, wie auf einer menschenleeren Insel mitten im stillen Ocean, und namentlich wenn man einen Strumpf zur Hand nahm, erhielten daselbst die Gedanken wie durch Verzauberung eine solche Kraft zum Fliegen, daß man bald nicht mehr in dem Stübchen der Federschleißerin, sondern ganz anderswo sich zu befinden glaubte.

In diesem „anderswo“ war ein gleichfalls alter Bücherschrank mit merkwürdig vielen Büchern darin zu schauen, wovon aber keines sich ordentlich mit seinem Nachbar vertrug; das eine lag in der Quere, das andere hatte sich trotzig aufgestellt und wollte gerade nicht liegen; noch ein anderes hatte sich wahrscheinlich aus Übermuth über die beiden anderen geworfen, und wollte nicht liegen, aber auch nicht stehen. Eines aber theilten alle in brüderlicher Gemeinschaft, nämlich den fingerdicken Staub; es war als ob er Zeit gehabt hätte, sich zu einer ansehnlichen Kruste zu verdichten. Aber nichts lebt so lange, daß nicht endlich

sein letztes Stündchen schlagen könnte, und auch für diesen so übermüthig breit sich machenden Staub war es gekommen. Hei! Wie kräftig schlug Jemand mit einem Stäbchen auf dieses Heer von Büchern, daß sie seufzten und ächzten wie gezüchtigte Kinder, wie wurde eines nach dem andern hergenommen, in welchen dicken Wolken flog dieser gedemüthigte Staub zum offenen Fenster hinaus! Aber wie wunderbar hatte sich auch die Stube in demselben Augenblicke verwandelt: sie war gar nicht mehr zu erkennen! Nachdem dieser anmaßende Staub den Weg ins Weite gesucht hatte, schien es, als ob alle Gegenstände von einem bösen Gaste, einer Jahre langen Krankheit befreit worden. Alles freute und putzte sich heraus, eines wollte es dem andern an Glanz und Selbstbespieglung zuvorthun! Tische, Bänke, Stühle, Bücherkasten, Fenstervorhänge, Fußboden, Ofen und Leuchter, kurz Alles, was sich in dem kleinen Raume befand, war zu einem neuen Leben erwacht, und tanzte ordentlich vor lauter Freude in der Stube herum. Vor Allem aber freute sich ein schwarzer Caputrock, der an einem Nagel an der Thüre trübselig gehangen hatte; im Kampfe mit dem Leben hatte er das Unglück gehabt, sämmtliche Knöpfe zu verlieren. Jetzt schlüpft Jemand in die Ärmel hinein, und siehe da, was der arme Rock auf seine alten Tage

nicht alles erlebte — er konnte ſich wieder ſchließen, auch nicht ein Knopf ging ihm ab!

Zu dieſem ſo bewunderungswerthen Kaſten drängte es die kleine Sali mit einer Gewalt, als könnte ihr wunder Finger nirgend geneſen, als in dem ehrwürdigen Schatten des hölzernen Freundes. Der Wahrheit gemäß muß aber geſtanden werden, daß die kleine Schülerin des Herrn Arnſteiner ſich nur äußerſt ſelten in den Schatten dieſes ehrwürdigen Winkels flüchtete, denn ſie hatte nur wenig Zeit.

Freitag am Abend, wenn abgeſpeiſt war und die ſiebenzinkige Lampe bereits mit etwas ſchläfrigen Augen zwinkerte, — das war die gewöhnliche Beſuchſtunde, die jedoch meiſtens ſo lange dauerte, daß auf dem Rückwege ins Bett Mond, Sterne und Lampe ſich längſt zur Ruhe begeben hatten.

Es war heute kein Freitagabend, ſondern ein ganz gewöhnlicher Werktag, und die Sonne lachte ſo freundlich in das Stübchen hinein; aber die kleine Sali konnte doch nicht der Anziehungskraft des alten Kaſtens widerſtehen. Sie ſetzte ſich, ſobald ſie nach Hauſe gekommen, in den Winkel, und ſaß da, mit nichts beſchäftigt, nicht einmal mit einem Strumpfe eine geraume Weile.

Die Federſchleißerin, Sali's Mutter, bemerkte

ſogleich das Ungewöhnliche in dieſer Erſcheinung. Sie war eine Frau mit offenen Augen, aber ſtillen, ſchweigſamen Gemüthes, die bei ihrem Geſchäfte gelernt hatte, das äußere Leben und Alles, was dieſes in bunter Aufeinanderfolge ihr entgegen brachte, ohne laute Rede, aber mit vielen Gedanken in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten. Ihr Geſchäft brachte es ſo mit ſich; denn wenn man ſo den ganzen Tag nichts Anderes thut, als die Fähnchen von den Flaumfedern abſtreifen und auf ein Häufchen zuſammenleſen, wobei man ſich noch hüten muß, durch lautes Reden einen Luftzug zu erregen, ſo gewöhnt man ſich bald, jeden Tag und jede Stunde des Lebens wie eine Flaumfeder anzuſehen, die man, ſobald ſie abgeſtreift, zu den andern legt, ſtill, innerlich zwar bewegt, aber nach außen ohne viel Aufſehens und Geltendmachung. So hatte die Federſchleißerin nach ihrer Art zu dem ſeltſamen Thun ihrer Tochter geſchwiegen, wiewohl ſie ſich ununterbrochen ihre Gedanken darüber machte. Ein kleines Häufchen Federn lag noch vor ihr; wahrſcheinlich mußte ſie erſt mit ihnen fertig werden, ehe ſie ihren Mund öffnen wollte. Endlich war das Werk zu Ende gediehen, ſie ſtand auf. Halb vor ſich hin, halb zu der Tochter gewendet, meinte ſie:

„Nun auf mich kommt's nicht an, wenn Herr

Arnſteiner nicht heute ſchon Hochzeit macht. Seine Federn ſind fix und fertig.“

Mit einem Male ward der ganze Zauber des alten Kaſtens zerſtört, und gerade als auch Sali mit dem Aufräumen und Zuſtandebringen des gewiſſen Stübchens fertig geworden war.

Trotzdem war ſie ſogleich mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit, ſie hatte ſich nicht lange zu beſinnen, daß der alte Kaſten nur in ihrem eigenen Stübchen ſtand.

„Lebendiger Gott!“ rief ſie erſchrocken, „ich bin da geſeſſen, als wäre ich Lazar Winterfeld's Tochter, die nichts zu thun hat; ich weiß gar nicht, was mir eingefallen iſt.“

Die Federſchleißerin ſah mit ihren weltklugen Augen eine geraume Weile auf das Mädchen.

„Fehlt Dir was?“ fragte ſie.

„Mir ſoll was fehlen?“ lachte Sali überlaut. „Seh' ich denn ſo ſchlecht aus?“

„Es gibt Leute,“ ſagte die Federſchleißerin in ihrer gewohnten Spruchweisheit, ohne ſich beirren zu laſſen, „die ſehen mit ihrem Munde beſſer, als andere mit ihren zwei Augen.“

„Und was haſt Du an mir geſehen?“ forſchte das Mädchen mit leicht verzeihlicher Neugier.

„Du kennſt mein Sprüchel vom Schweigen,“ meinte die Federſchleißerin unbeugſam.

Statt aller Antwort wandte ſich Sali von ihrer Mutter ab, da ſie aber doch etwas reden mußte, meinte ſie:

„Morgen fängt der Herr Arnſteiner mit mir das große „S“ an; heute bin ich mit dem „P“ fertig geworden.“

„Und ich mit meinen Federn für ihn,“ ſagte die Mutter.

„Wie kommt Eines zum Andern, Mutter?“ fragte wieder gleichſam ſich überſchreiend die kleine Schülerin des Herrn Arnſteiner.

„Laß Du mich nur!“ rief die Federſchleißerin in ihrer gelaſſen eindringlichen Weiſe, „Du biſt mit deinem „P“ fertig geworden, nun muß er eine Partie machen.

„Mutter, Du meinſt —“

„Ich meine gar nichts,“ ſagte die Federſchleißerin ruhig. Mir verkündigt's mein kleiner Finger, daß Herr Arnſteiner noch in dem Jahre eine Partie machen muß. Wäre mir denn ſonſt eingefallen, für ihn die Federn zu ſchleißen?“

„Ich ſag' Dir, Mutter“, meinte die kleine Sali, „es muß doch ein großes Glück ſein, wenn man reich iſt.“

„Was redt'ſt Du für Narrethei!“ rief die Federſchleißerin ganz gegen ihre Weiſe in gereiztem Tone. „Iſt Dir einmal im Leben ſchon etwas abgegangen? Biſt Du ſchon einmal hungrig zu Bett gegangen.

„Das mein' ich nicht, Mutter“, ſagte Sali, „aber wenn man reich iſt, da kann man ſich den Herrn Arnſteiner zum Lehrer nehmen, wie man nur zwei Jahre alt geworden iſt.“ —

„Nun er lernt doch mit Dir auch? Hat er mir nicht einmal ſelbſt geſagt, Du ſeieſt ſeine beſte Schülerin, und Du bekämſt eine Schrift, wie der beſte Buchhalter?“

„Hat er Dir das erzählt?“ rief die kleine Sali und ein Anflug von Schamröthe hatte raſch die etwas ſchwermüthige Miene von einem Augenblicke vorher verdrängt.

Gleich darauf aber, als habe ſie ſich beſonnen, wie wenig ſie zu einer freudigen Aufregung berechtigt ſei, ſetzte ſie hinzu: „Und doch hab' ich heute nicht gewußt, daß Einer, der ein großes Buch geſchrieben hat, Adelung und nicht Edeling geheißen hat. Ich ſchäm' mir faſt die Augen heraus. Sidonia Winterfeld hätte ſo einen Fehler gewiß nicht gemacht.“

„Hör' an, mein Kind,“ ſagte die Federſchleißerin mit großer Beſtimmtheit, wie ſie ihre eigene Tochter

von der ſtillen in ſich gekehrten Frau nur ſelten zu vernehmen die Gelegenheit hatte. „Du weißt, wie ich deinen Herrn Arnſteiner reſpektiren thue und wie viel ich auf ihn halte. Aber von der Sidonia Winterfeld kann er ſagen, was er will, ſo glaube ich es nur zur Hälfte! — Nicht daß er ein Lügner iſt, Gott der Allmächtige ſoll mich ſchützen und ſchirmen, daß mir das nicht einmal im Schlaf einfällt, aber was die Sidonia anbelangt, da wette ich mein zukünftig Leben daran, daß er ſich in ihr foppt, und mit ihm die ganze Welt. Sie iſt Lazar Winterfeld's Tochter — und das will genug ſagen. Seit wann iſt aus der Familie etwas Adeliges hervorgegangen? Geld und nichts als Geld! Haſt Du ſchon etwas von ihnen gehört, was auf einen beſondern Kopf hinweiſ't? Ich bleib' dabei: auf ein hölzern Wägele ſchlagt man kein goldig Nägele."

Was hatte das zu bedeuten, daß, nachdem die alte Federſchleißerin geendigt, auf den Lippen des Mädchens ein Lächeln ſaß, wie es vom Herzen heraufkommt, wenn dem recht wohl geſchieht? — —

Wieder zu Herrn Arnſteiner.

Lehrer haben das Eigenthümliche, daß ſie ihre innere Jugend viel länger erhält, als andern Leute, und während dieſe oft unter ſchwarzen Haaren

graue Gedanken tragen, ist bei jenen alles grün, selbst bis auf die Haare, die Einem nur bei oberflächlicher Prüfung etwas grau erscheinen. Das Geheimniß, warum dem so ist, liegt nicht in so dichten Falten, daß man es nicht bis zur Durchsichtigkeit lüften könnte. — Bei Julius Arnsteiner waren es die Participialconstruktionen, und vor Allem die Abenteuer des jungen Telemachs, die dieses Wunder, wenn es eines ist, zu Stande brachten.

Für einen Königssohn, so klingt es fast wie eine Sage, soll dieses Buch verfaßt worden sein, damit er daraus die schwere Kunst des Regierens lerne. Was nützte es nun dem Lehrer, daß er diesen Umstand stets als Einleitung voranschickte, ehe er sich mit dem Sohne des göttlichen Dulders auf die kühne Suchfahrt begab? Ehe er es sich versah, hatte sich das Lehrbuch des Regierens — in einen Roman verwandelt; denn wenn schon die erste Zeile mit der düsteren Trostlosigkeit der Nymphe Calypso beginnt, wenn alle Wälder, Berge und Grotten von nichts, als von ihren verzweiflungsvollen Klagen wiederhallen, daß der, den sie geliebt, so treulos den Weg in die Weite gesucht — und eine Schülerin fragt plötzlich mit unverzeihlicher Neugierde die jungfräulich verschleierten Augen auf den Lehrer gerichtet: „Herr Arnsteiner! warum ist

er nicht bei ihr geblieben, wenn er's dort ſo gut gehabt hat!"

Müſſen da nicht die ſchönſten unregelmäßigen Zeitwörter, die ſchwierigſten Stellen, die merkwürdigſten Wendungen des Styles ſpurlos vorübergehen?

In der That wurden auch die ſinnreichſten mythologiſchen Andeutungen ganz überhört, denn zwiſchen den halbgeöffneten Lippen der Schülerin ſchien ſtets die nur unvollkommen gelöſte Frage zu ſchweben: „Warum iſt er nicht bei ihr geblieben?"

Julius Arnſteiner hatte dieſe Frage von ſo unzähligen Mädchenlippen an ſich richten gehört, er hatte ſie in ſo vielen träumeriſch neugierigen Augen geleſen, daß ſie ihm, der ſo Vieles zu beantworten wußte, ja der Alles beantworten mußte, was man ihm vorlegte, weil ſonſt ſeine Autorität darunter gelitten hätte, daß ihm ſelbſt dieſe Frage ein Räthſel ohne Auflöſung blieb? War er nicht auch Telemach? ſuchte er nicht auch mit Hilfe ſeines Mentors, nämlich ſeiner Bildung, zwar nicht einen abweſenden Vater, aber doch Eine, die ihn verſtand, und ſeine Bildung zu ſchätzen wußte? Hatte er nicht gleich dieſem Prinzen von der Inſel Ithaka Abenteuer zu beſtehen? Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, Kämpfe und Gefahren, wie dieſer ſie nicht beſtanden, nämlich mit Unbildung und

Ignoranz, mit Wölfen und Bären in Menschengestalt, die ihn anheulten und auslachten, wenn er die Waffen der Bildung gegen sie schwang? Hundertfältig konnte Julius Arnsteiner die Parallele seines Lebens mit dem griechischen Prinzen nachweisen; ja es gab Augenblicke, wo er zugleich die Leiden des göttlichen Odysseus während dessen zehnjähriger Fahrt durch und durch empfand — und er war seit seinem neunzehnten Jahre Lehrer in der „Gasse."

Warum war er nicht bei ihr geblieben?

So fragte sich Julius Arnsteiner jedesmal, wenn ihm eine seiner Schülerinen untreu wurde, oder mit dürren Worten, wenn sie heirathete. So vielen hatte er die ersten Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre beigebracht, so viel tausende von Federn hatte er ihnen geschnitten, zahllos wie Sand am Meere waren die Multiplicationen mit und ohne Brüche, die er mit ihnen durchgerechnet, in's Endlose reichend die Ziffern von unregelmäßigen Zeitwörtern aus Meidinger's und J. B. Machat's Grammaire, von den praktischen Übungen aus dem Telemaque gar nicht zu reden — dennoch war ihm keine einzige treu geblieben! Zwar — er hatte sich stets gehütet, auch nur mit einem Hauche zu verrathen, welche Flammen in seinem Innern wütheten, er war seinen Schülerinen nichts als Lehrer,

aber konnte keine von ihnen es ahnen, was in ihm vorging? Konnte keine mit jener Selbstverläugnung und Opferfreudigkeit, die von den größten Dichtern aller Zeiten, und namentlich von dem König Salomo in dem berühmten: Meinen Weinberg habe ich nicht gehütet, gepriesen wurde, konnte also keine gleich jener Sulamith sagen: Dich, mein lieber Arnsteiner, habe ich aus Allen heraus erlesen? Was ist alles Geld eines ungebildeten Menschen gegen dein deutsches Sprechen, gegen dein französisches und sonstiges Wissen? Weißt Du, was ich sprechen werde, wenn mich Vater oder Mutter werden zwingen wollen? Arnsteiner oder Tod!"

Aber es starb keine! — Seit mehr als sechszehn Jahren hatte man nicht gehört, daß ein weibliches Wesen in der Gasse anders als eines natürlichen Todes verblichen wäre — Kein einziges gebrochenes Herz, kein Dolchstoß, nicht einmal eine Selbstvergiftung hatte von sich reden gemacht. Alles blieb ruhig, lebte, freute sich seines Daseins, kam mit den ungebildeten Männern so gut durchs Leben, als es eben ging! — Keine war für Julius Arnsteiner in den Tod gegangen!

Der Lehrer wußte sehr wohl, wie er sich diesen Umstand zu erklären habe. Er betrachtete diese ihm

abgefallenen Schülerinen als ſchuldloſe Opfer ihrer Väter und Mütter! Alles Mitleid, deſſen ſein Herz fähig war, warf ſich auf dieſe jungen Weſen, die dem Moloch „Unbildung“ in die glühenden Arme gelegt wurden, aller Haß und alle Erbitterung dagegen auf ihre Opferer! — Mit den Vätern und Müttern lebte Julius Arnſteiner in einem beſtändigen Vernichtungskampfe; ſie ſtanden ihm überall im Wege und er mußte ſich ihrer erwehren.

Man darf darum ja nicht glauben, daß Julius Arnſteiner's Daſein ohne alle Lichtſeiten — und etwa nur düſterer Schatten geweſen ſei. Im Gegentheile! wenn gerade an keiner ſeiner Schülerinen die Reihe war, ihm treulos zu werden, ſo war ſogar viel Licht, Behagen und Freundlichkeit auf ſeinen Lippen und in ſeinem Herzen. Ihm, der im Bewußtſein ſeiner Bildung nach dem Höchſten der Gaſſe, nach den reichſten Partien die Hand auszuſtrecken ſich für berechtigt hielt, ihm war zugleich jene Genügſamkeit, ſich am Kleinſten zu erfreuen, in vollem Maße verliehen worden. Julius Arnſteiner war im Stande, tagelang über ein richtig angewandtes Fremdwort, über die fehlerloſe Überſetzung eines Satzes aus dem Telemach, über eine orthographiſch geſchriebene Stylaufgabe vor ſich hin zu lächeln. Alle Schätze Californiens

ſchrumpften aber zu einem erbärmlichen Klumpen zuſammen — wenn ihm aus dem Munde einer Schülerin ein glücklich gewähltes Citat aus Schiller entgegen tönte.

Dann empfand es Julius Arnſteiner mit allen Schauern wahrhaften Stolzes, was es heiße, Lehrer zu ſein — ſechszehn Jahre Lehrer in der Gaſſe!

Aber die Väter und Mütter ſorgten ſchon dafür, daß Arnſteiner ein nicht gar zu reicher Mann an Freuden wurde, der ungeſtraft über die Schätze Californiens ſich hinwegſetzen durfte.

Der Lehrer hatte im Laufe ſeiner ſechszehnjährigen Wirkſamkeit ein außerordentlich feines Ahnungsgefühl ſich angeeignet und dieſes verkündigte ihm mit merkwürdiger Gewißheit, wann ſeinem Herzen durch die Treuloſigkeit einer Schülerin der Todesſtoß verſetzt werden ſollte. Kein Menſch in der ganzen Gaſſe wußte es, daß in dieſem Orte oder in jenem Hauſe binnen kurz oder lang eine Braut ſein werde; aber Julius Arnſteiner wußte es! Er ſah' den Sturm kommen, noch bevor er ſich am äußerſten Horizont als ein rothes Wölkchen zeigte; er merkte die ſich vorbereitende Veränderung an dem Benehmen, das die Väter und die Mütter der Gaſſe gegen ihn beobachteten.

Wir gehen sogleich auf den neuesten Fall über, der sich erst zwei Tage vorher ereignet hatte.

Julius Arnsteiner saß gerade in voller Begeisterung am Lehrtisch bei Sidonia Winterfeld und erklärte ihr aus dem Telemaque, warum Ulysses trotz aller Lockungen der Calypso aus Pflichtgefühl zu seiner rechtmäßigen Gemahlin Penelope habe zurückkehren müssen.

Es war da viel die Rede von einer Insel Ithaka, einer von den sieben jonischen Inseln, die jetzt aber unter englischer Oberherrschaft stehen, zwar ein eigenes Parlament besäßen, aber wie man aus den Zeitungen erfahre, sich gerade nicht am wohlsten unter den Krallen des brittischen Löwen fühlen. Um denselben Augenblick trat Lazar Winterfeld, der Vater Sidonia's mit jener lärmenden Beweglichkeit, die feiner angelegte Naturen in ihrem Innersten verletzt, in die Stube.

Julius Arnsteiner hatte seinerseits den Grundsatz, sich von Niemanden, es sei wer es immer wollte, in seinem Berufe stören zu lassen, am allerwenigsten von einem Vater oder einer Mutter, wenn sie ungerufen bei einer Lektion sich einfanden. Es wäre dies ein Zoll, ein Tribut, ja eine türkische Kopfsteuer gewesen, — den die Bildung ihrem unmittelbaren Ge-

genſatze gebracht hätte, weil dieſer im Stande war, die Lection zu bezahlen! — Nach Julius Arnſteiner's Anſicht ſtand aber das Lehren ſo außer aller Bezahlung mit klingender Münze, daß ihm jede Belohnung für ſeinen mühevollen Beruf als von gar keiner Bedeutung erſchien. Im Gegentheile! den Kreuzer der Armuth, den er in den meiſten Fälleu nicht einmal erhielt, ſchätzte er höher als den Gulden des Reichen, was ihm in den Augen des Letzteren wahrlich keinen Nutzen brachte.

Julius Arnſteiner ließ ſich alſo durch den Eintritt des Wollhändlers nicht im Geringſten außer Faſſung bringen; er grüßte nicht, nicht einmal zu einem leiſen Kopfnicken konnte er ſich verſtehen. Für ihn war Niemand eingetreten, blos die Thürangeln hatten geknarrt. Eine gute Weile ſaß Lazar Winterfeld da, in all der geräuſchvollen Breite, die ihm eigen war, und hörte zu, wie Julius Arnſteiner von Ulyſſes und dem engliſchen Parlamente, von den ſieben joniſchen Inſeln und Calypſo's wohlberechtigter Verzweiflung ſprach. Plötzlich ſtand er auf; wo möglich noch geräuſchvoller, als er ſich niedergeſetzt hatte.

„Herr Arnſteiner," ſagte er mit mühſamer Faſſung, „verzeihen Sie mir, Sie ſind ein ſehr geſchickter

Menſch, und wiſſen im kleinen Fingerl mehr als mancher andere in ſeinem ganzen Kopfe hat. —“

Der Lehrer ſchaute auf; aus Lazar Winterfeld's Munde klang dieſes Lob zu lockend, um nicht gehört zu werden.

„Deswegen dürfen Sie aber doch nicht glauben,“ fuhr dieſer mit immer höher ſteigender Erregtheit fort, „daß ich gar nichts verſtehe. Ich verſtehe ſchon, was man Alles einem Mädchen beibringen ſoll und muß, aber mit ſolchen Schnockes müſſen Sie mir von meinem Hauſe fern bleiben, wie Sie jetzt mit ihr lernen. Da gebe ich nicht einen Schuß Pulver dafür!“

Julius Arnſteiner war einer ſolchen Sprache nicht ungewohnt, ſie war ihm bei den vielen Treuloſigkeiten ſeiner Schülerinnen mehr als einmal vorgekommen. Dennoch war ſie ihm jedesmal neu und auch diesmal ſtand ſein Herz einige Augenblicke ganz ſtill und ſchlug nicht mehr; er wußte, was ihm wieder aus dem dunklen Hintergrunde der nächſten Zeit entgegendrohte — Sidonia als Braut! Dennoch umwölkte ſich ſeine Stirne nicht; er durfte und konnte ja dem reichen Wollhändler nicht zeigen, daß er auf deſſen Worte ein Gewicht lege.

„Übrigens dürfen Sie ja nicht glauben,“ fuhr er im Unterrichte fort, „als wenn die Calypſo eine wirk-

liche Göttin, wie etwa die Diana oder die Juno gewesen sei. Im Gegentheil! Sie hatte nur etwas Göttliches an sich, sonst war sie ein Mensch mit den Leidenschaften und Begierden eines solchen. — Wie hätte sie sich sonst in solche Klagen ergießen, solche Verzweiflungstöne erklingen lassen, sich so geberden können? Göttinnen benehmen sich nach meiner Ansicht ganz anders."

„Nun Herr Arnsteiner," fiel Lazar Winterfeld laut wie eine Trompete ein, „da frag' ich Sie, sind das nicht Schnockes und verkehrte Sachen, die Sie da meiner Tochter in den Kopf setzen? Was gehen mich, was gehen meine Tochter die Götter an? Leb' ich von den Göttern? Hab' ich meine Nahrung von den Göttern? Und wenn meine Tochter die Sachen nicht wissen wird, wird sie darum unglücklich sein? Ich kenne mehr Leute, die nichts von den Göttern wissen, und befinden sich dabei, Gott Lob und Dank, ganz wohl."

Julius Arnsteiner zuckte nur statt aller Antwort mit der Schulter; dieses Stolzthun auf die eigene Unbildung, dieses Erheben der Ignoranz zum Prinzip that ihm zwar in innerster Seele wehe, aber das verdiente keine Erwiederung.

Er sah in's Buch, und kaum als der Woll-

händler geendigt, begann er einen neuen Satz aus dem Telemaque.

„Da soll mir ein Mensch das erklären, was meine Tochter mit ihrem „Französisch“ anfangen soll, wenn sie einmal Mann und Kind hat?“ eiferte aufs Neue Lazar Winterfeld, so daß der Lehrer genöthigt war, sich wieder zu unterbrechen. „Französisch soll sie können und wissen soll sie von den Göttern! Wenn aber der Mann einmal zu ihr sagen wird: Schreib' mir einen Brief an den und den Schuldner, aber einen ordentlichen Brief, daß ihm grün und gelb vor den Augen wird, dann wird etwas herauskommen, daß Einen Gott behüten und beschützen soll davor! Französisch wird der Brief sein, aber deutsch nicht.“

Jetzt stieg dem Lehrer das Blut zu Kopfe. So lange der Wollhändler die Waffen seiner Unbildung gegen das Lehrgebäude im Allgemeinen geschwungen hatte, hielt es der Lehrer unter seiner Würde, auf eine gleiche, wenn auch nicht ebenbürtige Weise ihm entgegen zu treten. Nun aber, da der Gegner sich erkühnte, ihm an das Theuerste mit frevelnder Hand zu greifen, an den deutschen Unterricht, ihm auch im Einzelnen verwüstend ins Haus zu fallen, nun hielt Arnsteiner nicht länger an sich!

Aber auch jetzt brachte es der Lehrer nicht über

ſich, dem Wollhändler unmittelbar Rede zu ſtehen. Er richtete ſein von Zorn und Aufregung brennendes Auge auf ſeine Schülerin Sidonia und ſagte mit bebender Stimme.

„Glauben Sie, Sidonia, daß Sie einen ſolchen deutſchen Brief zuſammenbringen, wie ihn Ihr Herr Vater als das Höchſte menſchlicher Bildung bezeichnet?“

„Ich glaube nicht, Herr Arnſteiner,“ meinte das Mädchen unſicher, halb auf den Lehrer, halb auf ihren Vater die Augen gerichtet.

„Nun, ſehen Sie es jetzt ein, Herr Arnſteiner,“ rief Lazar Winterfeld. „Sie geſteht es ſelbſt ein, daß ſie ſo einen deutſchen Brief gar nicht zu Stande bringt; denn dazu braucht man etwas ganz Anderes, als die Götter und die Geographie.“

„Sie haben Recht, Sidonia,“ ſagte Arnſteiner, nur gegen ſeine Schülerin ſich wendend, „wenn Sie ſich unfähig erklären, die Verfaſſerin ſolcher Briefe ſein zu können. Dieſe Gattung Briefe haben Sie freilich bei mir nicht gelernt, denn ſie ſtehen außerhalb jeder Bildungsſphäre.“

„Alſo das kann ſie nicht!“ ſchrie jetzt in voller Entwicklung ſeiner rieſigen Stimmmittel Lazar Winterfeld. „Was kann ſie denn? Für etwas wird man doch ſein theueres Geld ausgegeben haben? Vielleicht

geht es mit dem Rechnen beſſer, als mit dem Briefſchreiben, wer kann das gleich wiſſen? Geben Sie ihr einmal eine Rechnung auf, Herr Arnſteiner, da können wir auf der Stelle ſehen, wie weit ſie es darin gebracht hat.“

„Iſt heute Ihre Rechenſtunde, Sidonia?“ fragte der Lehrer ſich auf's Neue zu ſeiner Schülerin wendend, die verneinend den Kopf ſchüttelte.

Lazar Winterfeld ſchien dieſe Frage vielleicht abſichtlich zu überhören.

„Was brauche ich zuletzt Sie dazu!“ rief er. „Ich kann ihr ja ſelbſt die Rechnung aufgeben; ſie braucht nicht einmal Griffel und Schreibtafel dazu. Bei mir muß man Alles aus dem Kopfe rechnen können.“

Er hatte ſich zu dieſem Geſchäfte wieder niedergelaſſen.

„Zirl,“ ſagte er, „kannſt Du mir das ausrechnen? Wenn ich auf dem Peſter Markte den Centner Wolle mit 89 fl. 40 kr. einkaufe, bis ich ihn nach Reichenberg bringe, koſtet er mich 93 fl. 20 kr., verdienen muß ich doch auch etwas daran und dem Tuchmacher muß ich die Wolle borgen, und länger als ein Jahr auf die Bezahlung warten. Was ſoll ich aber machen? Der Tuchmacher ſetzt die Waare auch

nicht sogleich ab; wie theuer muß ich also den Centner Wolle verkaufen, wenn ich 25 Procent gewinnen will?“

Lazar Winterfeld hielt inne; er schaute die Tochter erwartungsvoll an. Nach seiner Ansicht konnte ein sechsjähriges Kind diese Aufgabe lösen. Julius Arnsteiner konnte aber ein ironisches Lächeln nicht unterdrücken, das beinahe unheimlich über sein sonst so gutmüthiges Antlitz hinschlich. Mehr als die Prüfung seiner Schülerin beschäftigte ihn in diesem Augenblicke der Gedanke, daß der Wollhändler den schönen Namen „Sidonia“ in das häßliche „Zirl“ verwandelte. Ein neuer Eingriff der Unbildung!

Nach einer Weile rief Sidonia lachend: „Die Rechnung kann ich nicht machen, Vater, die ist mir zu schwer.“

„Sagen Sie nicht zu schwer, Sidonia,“ meinte Arnsteiner zu seiner Schülerin, „solche Rechnungen liegen nur außerhalb Ihres Verständnisses. Sie haben noch niemals mit Wolle gehandelt.“

„Das ist Dir zu schwer?“ rief Lazar Winterfeld, die Hände ineinanderschlagend, „das kann ja Einer, der nicht einmal weiß, wie eine Ziffer aussieht, mit dem bloßen Kopfe herausbringen! Um Gotteswillen! was wird dein Mann dazu sagen, wenn Du so schlecht

vor ihm beſtehſt? Mit Schimpf und Schande wird er Dich fortjagen.“

„Fortjagen?“ rief das Mädchen mit blitzenden Augen. „Das wäre mir ein ſchöner Mann, der ſeine Frau wegen einer Rechnung, die ſie nicht zu machen weiß, fortjagen könnte!“

In Julius Arnſteiners Seele hatte die Erbitterung über das Vorgefallene ihren Höhepunkt erreicht, wenig fehlte, und ſie hätte aller Dämme der Beſonnenheit ſpottend, Verwüſtung und Verderben gebracht. Noch beherrſchte er ſie mit einem ſchwachen, erzwungenen Lächeln.

„Die Anſchauungen Ihres Herrn Vaters über die Rechte eines Mannes,“ ſprach er zu ſeiner Schülerin, „ſcheinen auf den talmudiſchen Anſchauungen zu baſiren, die im Orient ihren Urſprung haben, wo die Stellung der Frau nur wenig über die einer Sklavin hinaus ragte. Gottlob! wir leben jetzt unter den Geſetzen der Civiliſation und dieſe erheiſcht als rechtlichen Grund zu einer — Scheidung, denn fortjagen kennt unſer Geſetz nicht, — etwas anderes als eine ſchlechte Rechnung oder eine angebrannte Suppe.“

„Was hab' ich da davon? rief Lazar Winterfeld mit einem ärgerlichen Achſelzucken. „Sieh dir deine Mutter an, Zirl, die kann dir ſolche lumpige Rech-

nungen im Schlaf machen und wird keinen Fehler begehen! — Meinſt du, wir hätten es zu etwas gebracht, wenn ich und deine Mutter nicht rechnen könnten?“

„Mein Mann,“ rief Sidonia mit einem Seitenblicke auf den Lehrer in ſcherzhaftem Tone, „wird mich auch ohne das hinnehmen wie ich bin.“

Den Lehrer durchdrang es ſiedend heiß; die plötzliche Röthe ſeines Geſichtes war davon Zeuge.

„Sie haben vollkommen Recht, Fräulein Sidonia,“ ſtotterte er mehr, als er ſprach. „Ein Mann, der Ihre Stellung als Frau zu einer Rechenmaſchine herabzuwürdigen, ja zu entweihen die Luſt hätte, verdiente, gelind geſagt, nicht Ihr Mann zu ſein.“

Den Wollhändler hielt nur eine gewiſſe Ehrfurcht vor dem Lehrer zurück, ſeinem Ärger alle Zügel ſchießen zu laſſen. Vielleicht glaubte er auch ſeinen Zweck bereits vollſtändig erreicht zu haben, indem er dem Lehrer deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß Sidonia Winterfeld nächſtens in den Zuſtand der Treuloſigkeit eintreten würde.

„Setzen Sie ihr nur ſolche Sachen in den Kopf,“ ſagte er und ſtand auf, „zuletzt wird ihr Mann noch von ihr geprüft werden, und wird wiſſen müſſen, wo die Götter wohnen.“

Als Lazar Winterfeld ſich entfernt hatte, fuhr Julius Arnſteiner im Telemaque fort, als wäre gar nichts geſchehen! — That er das, um lärmende Stimmen in ſeiner Seele zu betäuben, oder aus einfacher Pflichterfüllung? Aber es ereignete ſich, daß Herr Julius Arnſteiner auf die unbeſtimmte Art eines unregelmäßigen Zeitwortes ſich nicht beſinnen konnte, während Sidonia ſie merkwürdiger Weiſe errieth.

Der Lehrer war zerſtreut.

Freilich, in ſeiner Stube angelangt, da erwachte Julius Arnſteiner gar bald aus dieſem Zuſtande der Betäubung, in die ihn die eben geſchilderte Scene geſtürzt hatte. Da gab er ſich all den wilden Geiſtern hin, die ſeit ſechszehn Jahren in Geſtalt von bildungsloſen Vätern und Müttern an ſeinem Leben nagten; da fühlte er ſchmerzlich die Demüthigung, daß ein Lazar Winterfeld es gewagt hat, ſeine Lehrmethode einer Prüfung zu unterziehen.

Erſt als der Lehrer in dieſen beinahe unerträglichen Gedanken mit einer gewiſſen ſelbſtzerfleiſchenden Gier ſich hineingewühlt hatte, daß dieſer Gedanke ausſah wie ein durchlöchertes Sieb, kam ihm der andere zum Bewußtſein, daß nämlich Sidonia Winterfeld

Braut werden sollte. Also wieder Eine! die lange Reihe der Treulosen hatte noch kein Ende, und diesmal war es — Sidonia Winterfeld!

Sonderbar! Wenn sonst ihm dieser Schlag von Seite der Väter und Mütter versetzt wurde, erholte er sich in nicht gar langer Zeit; wer viel und oft verliert, wird zuletzt gleichgiltig. Dazu war er ein viel zu treuer Lehrer, als daß er die anderen ihm treu gebliebenen Schülerinen durch üble Laune oder Strenge gequält hätte, weil er ein Mißgeschick erfahren hatte. Diesmal jedoch saß die Wunde tiefer, der Lehrer nahm die Verlobungsanzeige seiner Schülerin nicht mehr so leicht hin, daß er mit jenen Höflingen beim Hinscheiden eines Königs ausgerufen hätte: die Schülerin ist todt! Es lebe die andere — die noch nicht Braut ist! Zu dieser Entsagung fühlte sich Julius Arnsteiner nicht im Geringsten gestimmt. Gerade weil Sidonias Vater Lazar Winterfeld hieß, glaubte er um so weniger berechtigt zu sein, in selbstmörderischer Feigheit ferne zu stehen, und zuzusehen, wie ein Anderer sich dieser kostbaren Beute bemächtige.

Julius Arnsteiner nahm sich nicht einmal die Mühe darüber nachzudenken, wer dieser Andere sein könnte. In unbestimmter Form schwebte ihm die bildungslose Masse eines Woll- oder Produktenhändlers vor, zu

unbedeutend und nichtssagend, als daß er länger bei seinen sonstigen Eigenschaften zu verweilen brauchte.

Warum war er nicht bei ihr geblieben?

Diese Frage so vieler seiner Schülerinen läutete jetzt beständig wie eine große Glocke in ihm; sie hörte nicht auf sich aber- und abermals an ihn zu wenden, und um ihre Beantwortung ihn anzugehen. Warum war er nicht bei ihr geblieben, warum hatte er gezögert, sich zu erklären?

Julius Arnsteiner war in einer merkwürdigen Aufregung! Zum ersten Male in seinem Leben, das fühlte er mit aller Bestimmtheit, drängte sich sein Dasein einem Entschlusse zu; bisher hatte er in schweigender Ohnmacht Alles über sich ergehen lassen, nun stand ihm eine That bevor, ein Kampf mit den wildesten Geistern der Gasse, nämlich mit dem Wollhändler und dessen Frau. Die erste Partie in halb Böhmen sollte sein werden — werden sich da nicht alle Mächte der Gasse zusammenthun, um sie zu hintertreiben?

Aber was lag daran, daß sich ihm Hindernisse auf Hindernisse entgegenstellten! — Er mußte sie alle besiegen, er war dies schon seiner Bildung schuldig. Die Welt sollte es erkennen, daß Wissen und Können eine solche Gewalt, eine so unwiderstehliche Macht in

sich bergen, daß sie im Stande sind, Riesenbäume, wie diesen Lazar Winterfeld, zu entwurzeln.

Julius Arnsteiner dachte dabei nicht an sich, er wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, den Vater Sidonia's zur Fahne der Bildung zu bekehren. Aber was er nicht erreichte, sollte das für Sidonia unmöglich sein? Sollte es ihren Bitten und Thränen, der Macht ihrer auf vollkommener Kenntniß der deutschen Sprache gegründeten Beredsamkeit nicht gelingen, den starren Sinn ihres Vaters wie ein dünnes Weidenrüthchen umzubiegen? Was hatten Töchter bei ihren Vätern nicht alles schon erreicht? Königskinder hatten es durchgesetzt, daß sie über Standesvorurtheile sich hinüberschwingen, und dem Zuge ihres Herzens folgen durften, und — Lazar Winterfeld war doch wahrlich kein König!

Wenn nun aber Sidonia Winterfeld diesen Muth romantischer Königstöchter nicht hatte, wenn sie zögerte, wenn der Wille ihres Vaters das Gesetz diktirte, und nicht der mächtige Zug ihres Herzens?

Wohl hatte Julius Arnsteiner bei diesem Gedanken verweilt, aber er erfüllte ihn mit einem solchen Mitleid für die Lage Sidonias, daß er ihn nach einer kurzen Weile von sich wegwarf, etwa wie eine Raupe, die den Muth hat, an einem schönen Frühlingstage

auf den Kopf eines friedlichen Spaziergängers zu fallen. Sidonia Winterfeld hatte nur Eines gesprochen; aber dieses Eine reichte vollkommen aus, um Arnsteiners Hoffnungen zu dem Schritte zu berechtigen, den er von ihr erwartete.

„Mein Mann wird mich auch ohne das so nehmen, wie ich bin.“

Mein Mann! damit konnte nur Einer gemeint sein, Einer, der sich auf Sidonia Winterfeld verstand, der die Vortheile einer Verbindung mit ihr in etwas ganz Anderen sah, als in einem aus dem Kopfe gerechneten Wollexempel, der ihr etwas zu bieten hatte, wovor all ihr Geld und ihre glänzende Ausstattung in ein leeres Nichts zusammenschrumpften, nämlich Bildung und Wissen — und für das Alles gab es in der ganzen Gasse nur einen Julius Arnsteiner.

Diesem Gedanken hing nun der Lehrer mit entschiedener Vorliebe nach, an ihn kettete er, nach seinem eigenen Ausdruck, das stolze Schiff seiner Hoffnungen. Ja! für Sidonia Winterfeld gab es nur einen Mann, der ihr ebenbürtig war, der in derselben Lage nicht anders gehandelt hätte, als sie. Was lag daran, daß Sidonia Winterfeld's Aussteuer nach Tausenden zählte? daß sie die Armuth ihres künftigen Mannes gleichsam zu vergolden schien? Bei allen Göttern sei es ge-

ſchworen! der kannte Julius Arnſteiners Charakter nur wenig! Und wenn Sidonia Winterfeld nicht die Tochter des reichen Wollhändlers geweſen, wenn ſie eine Federſchleißerin zu ihrer Mutter gehabt, und als Ausſteuer nur drei Schnupftücher mitgebracht hätte — Julius Arnſteiner hätte keinen Augenblick angeſtanden, zu ihr zu ſagen: „Sidonia, Du haſt zwar nichts, aber dafür haſt Du, was Andere nicht haben, Bildung! Sidonia, Du wirſt mein Weib!“

Arnſteiner war am Ende aller dieſer Betrachtungen zu einem großen Entſchluſſe gelangt; er ging nämlich am andern Tage nicht zur Lektion bei Sidonia Winterfeld. So ſicher fühlte er ſich in ſeinen Hoffnungen, daß ihm der Gedanke ordentlich wohl that, mit welcher ſchmerzlichen Empfindung Sidonia von Minute zu Minute auf die Uhr blicken werde, und derjenige doch nicht kam, dem ſie mit allen Schauern der Sehnſucht entgegen ſah!

Der Sturm ſollte erſt ausgetobt haben, die wilden Gewäſſer erſt verlaufen ſein, bis er, eine Friedenstaube mit dem Oelzweige im Munde, zwiſchen Vater und Tochter treten wollte! Für dieſen Augenblick, der nach genauer Berechnung Arnſteiner's in höchſtens drei Tagen eintreten mußte, rüſtete er die ſchönſten Feiertagskleider, nicht für ſeinen Leib, ſondern für

seine Seele; er bereitete in kühn gebauten, mit den schönsten Participialconstructionen geschmückten Perioden die Rede vor, die er als Antwort auf die Werbung Lazar Winterfeld's halten wollte! denn Arnsteiner dachte sich diese Scene außerordentlich feierlich, beinahe königlich.

Zwei Tage waren vergangen! der Sturm schien sich noch immer nicht gelegt, die Wasserfluth sich noch immer nicht beruhigt zu haben. Man hatte um Herrn Arnsteiner nicht geschickt! Aber weil alles Hohe und Große nur aus der Geburt schwerer Kämpfe hervorgeht, weil etwas so Ernstes, wie die Verbindung für ein ganzes Leben nicht dem Ermessen eines flüchtigen Augenblickes, sondern reiflicher Überlegung anheimgestellt werden mußte, was der Lehrer auch nichts anders als billigen konnte, beunruhigte er sich nicht weiter, ja mit einem Gefühle kühler Ruhe sah er dem Tage und der Stunde entgegen, wo man dennoch um ihn schicken mußte. Im Gegentheile, je später dieses geschah, desto besser, um so glänzender fiel dann der Sieg aus, und Arnsteiners Triumph war erst dann vollständig!

Am dritten Tage nach jenem Vorgange im Hause Lazar Winterfeld's begegnete der Lehrer, gerade als er aus der Gasse auf den großen Ringplatz einbiegen wollte, Niemand Anderem, als dem Wollhändler selbst. Im ersten Schrecken über dieses seltsame Ereigniß

wollte Arnſteiner ſchon den Rückweg antreten und ſich unter ein Hausthor flüchten, allein es war ſchon zu ſpät; er war von Lazar Winterfeld ſchon bemerkt worden. Der Lehrer erkannte es an dem wilden und unregelmäßigen Pochen ſeines Herzens: ein wichtiger, das Geſchick zweier Menſchen auf ſeinen Wagſchalen haltender Moment war für ihn gekommen! Wird das „Ja," wird das „Nein" in die Höhe ſchnellen? — Zugleich empfand er eine Art von Ehrfurcht für den Wollhändler, wie er ihn jetzt ſo mauerfeſt und behäbig ſicher auf ſich zuſchreiten ſah. War er nicht der Vater Sidonia's? Der Lehrer ehrte ſich nur ſelbſt, wenn er ſeinem künftigen Schwiegervater ſich ehrerbietig bewies. Vielleicht zog er darum noch zehn Schritte von Lazar Winterfeld ſeinen Hut, und grüßte ihn, wie er ihn noch nie gegrüßt hatte!

Lazar Winterfeld vergalt aber nicht Gleiches mit Gleichem; er winkte blos mit dem rieſigen Kopfe faſt unſcheinbar!

„Nun, Herr Lehrer", ſagte er, als er bei ihm angekommen war, indem er, die Hände in beide Taſchen vergraben, vor ihm ſtehen blieb, „haben Sie mit meiner Sidonia ſchon das Kopfrechnen angefangen? Ich weiß gar nicht, was ich Alles darum gäb', wenn Sie dem Kinde das beibringen würden. Die Zeit

wird kommen, und das Mädchen wird nicht wissen, wie viel zweimal zwei ist. Was hab' ich von all den Sachen, die sie bis jetzt bei Ihnen gelernt hat? Die Sachen sind schön, so lange als man sie nicht braucht; der Mensch soll aber das lernen, was er nicht vergessen darf. Darum, Herr Arnsteiner, lassen Sie alles Übrige stehen und liegen, und verlegen Sie sich einzig und allein auf das Kopfrechnen. Weder ich noch Sie können es wissen, wie Zirl es brauchen kann!"

Auf welche Art der Lehrer auf den Ringplatz gekommen war, ob ihn feurige Pferde durch die Luft getragen, oder was sonst geschehen war, das hätte er niemals nur mit einiger Gewißheit angeben können Plötzlich stand er auf dem Ringplatz, gerade dem Rathhausthurme gegenüber, worauf es eben neun Uhr schlug. Mechanisch zog Arnsteiner seine eigene silberne Uhr aus der Tasche, wie er jedesmal that, wenn er über den Ring ging, und sah nach, ob die beiden Zeitweiser kein Zerwürfniß mit einander hätten. Trotzdem hätte er, selbst vor einem peinlichen Gerichte stehend, auf die Frage: Wie spät ist's? keine Antwort gehabt, so betäubt, so sinnenverwirrt starrte er bald den Rathhausthurm, bald seine eigene silberne Uhr an! Erst allmälig erwachte er zu einer Art regelmäßigen Denkens. Lichterloh brannte der eine Gedanke vor seiner Seele:

„Lazar Winterfeld weiß nicht einmal, daß ich schon zwei Tage keine Lektion bei Sidonia gegeben!“ — und als nothwendige Schlußfolgerung knüpfte sich sogleich die zweite Betrachtung daran: „Mithin hat Sidonia noch nicht mit ihm gesprochen!“ Nach dem Warum? forschte er in diesem Augenblicke nicht, es genügte ihm schon an der einen Thatsache, daß Lazar Winterfeld ihm auf's Neue das Kopfrechnen zugemuthet hatte!

Wer ihn jetzt mit gesenktem Haupte so dahinschleichen sah, ihn, den es jedesmal so stolz aufrichtete, wenn er an einem der Väter oder Mütter seiner Schülerinnen vorüberging, mußte sich genau umblicken, um sicher zu sein, es sei in dieser Gestalt der Lehrer Julius Arnsteiner!

An diesem Tage setzte er alle seine Lektionen aus. Nacht sollte es in der Gasse sein, nichts was da lebte und athmete, sollte sich heute seines Unterrichtes erfreuen. Nur Sali, die Tochter der Federschleißerin, die er aus Gnade und Erbarmen ohne allen Entgeld im Schreiben, Rechnen und Lesen unterwies, machte von dieser allgemeinen Maßregel eine Ausnahme. Ihr las er die Frucht seiner melancholischen Betrachtungen vor!

„Wir schreiten heute zu einem der wichtigsten Buchstaben des ganzen Alphabetes,“ sagte der Lehrer zu

Sali, als ſich dieſe am andern Tage wie gewöhnlich zur Lektion eingeſtellt hatte, „nämlich zum großen S!“ Auf den erſten Anblick unterſcheidet ſich dieſer Buchſtabe nur wenig von den anderen, ja es gibt einige, die ſich ihrer Geſtalt nach viel ſchöner ausnehmen, wie z. B. das große „M“ oder wie das nach oben und unten ſich ausſtreckende „P“ oder endlich wie das ſtolze, gleich einem Pfauenrade ſich aufblähende „W“; dennoch möchte ich dieſem Buchſtaben den Vorzug vor allen anderen einräumen, er beſitzt einen ſo ſchönen und ſanften Schwung, und wiewohl das Wort „Stolz“ damit anfängt, iſt es doch gar nicht ſtolz! Der Beweis dafür iſt, daß die ſchönſten Bedeutungen der deutſchen Sprache, wie Seele, Schönheit, ſüß, ſanft u. ſ. w. damit anfangen. Die Menſchen haben das ſchon in früheſter Zeit erkannt, und wenn ich einmal Adelung's großes Wörterbuch in vier Theilen zur Hand haben werde, da werde ich Dir zeigen, wie der einzige Buchſtabe „S“ mehr Wörter in ſich enthält als zwei oder drei andere! Warum? Weil er den Menſchen von den urälteſten Zeiten her ſo gefällt!“

Nach dieſer Einleitung zeichnete der Lehrer ein wunderprächtiges „S“ auf Salis Papier, und hieß ſie nach Möglichkeit dieſen ſchönen, ſanften Schwung, namentlich aber den „Schlangenzug“ nachahmen. Sali

bemühte ſich ſo viel ſie konnte; aber die Schwierigkeit des Buchſtabens war zu groß, die halbe Seite des Schreibbogens wimmelte bereits von Ungeheuern, die ein „S“ vorſtellen ſollten, doch nicht ein einziges konnte auch nur entfernt mit dem glänzenden, kühngeſchwungenen, und doch ſo milden Beiſpiel des Lehrers ſich meſſen. Das war ſonſt nicht der Fall, Sali hatte eine merkwürdige Begabung für das Schreiben, und nach Arnſteiner's Ausdrucke ſchlummerte in ihr der Inſtinkt eines Kalligraphen.

Arnſteiner ſchüttelte bedenklich das Haupt; nach dem, was ſich geſtern mit ihm ereignet hatte, nahm es ihn kein Wunder, wenn die Welt ſich überhaupt zu ihrem Nachtheile verändert hatte; warum nicht alſo auch Salis Talent für das Schreiben?

„Du ſcheinſt mir heute nicht von dem gewöhnlichen Geiſte beſeelt, Sali,“ ſagte er. „Sonſt wäre Dir dieſer Buchſtabe eine Kleinigkeit geweſen.“

Zur Bekräftigung dieſes Urtheils zeichnete Sali auf das Papier ein noch kläglicheres Ungeheuer hin, gegen welches die Vorgänger ganz liebliche Geſchöpfe waren.

„Wir werden wieder zum „P“ zurückgehen,“ ſagte der Lehrer mit klangloſer Stimme, die bei ihm ſtets das Anzeichen innerlich tobenden Ärgers war.

Da rief Sali plötzlich, als hätte es erst dieser Drohung bedurft, um sie von dem Banne zu befreien, der heute auf der Schreiblektion lastete:

„Soll ich Ihnen sagen, Herr Arnsteiner, was noch mit einem „S“ anfängt?“

Der Lehrer blickte verblüfft die kleine Schülerin an. Er war solcher Ausschreitungen an ihr sonst nicht gewohnt.

„Nun?“

„Sagen kann ich's nicht, aber ich werde es schreiben!“ rief die Tochter der Federschleißerin mit unerklärlicher Heftigkeit.

Dann schrieb sie etwas rasch, indem sie dabei die linke Hand wie einen Schirm davor hielt, damit der Lehrer es nicht sogleich lese, und schob ihm dann, sich blitzschnell abwendend den Schreibbogen hin.

„Sidonia!“ rief Arnsteiner mit vor freudiger Überraschung bebender Stimme.

Nach einer Pause, während welcher Sali ihr dem Lehrer abgewandtes Antlitz nicht zu zeigen wagte, sagte Arnsteiner, indem er mit starken Schritten dabei in der Stube auf- und niederwanderte, Sali's Schreibbogen in der Hand:

„Wunderbar, höchst wunderbar! Was soll ich sagen? Wie soll ich mich fassen? — Ein leibhaftiges

Wunder hat sich vor meinen Augen zugetragen. Denn ich will es Dir nur gestehen, Sali, Du hast mit diesem Worte „Sidonia“ einen Meisterwurf gethan, wie es in Wilhelm Tell von Schiller im dritten Aufzuge heißt. Das „S,“ wie Du's da niedergeschrieben, ist werth, daß man es unter Glas und Rahmen stellt, und ich zweifle, ob mir selbst ein gleiches gelingt. Sali, in Dir steckt etwas. Sage mir nur, wie ist das zugegangen?‘

„Gerade den Namen möchte ich sehr schön schreiben können,“ meinte die kleine Sali und stockte.

„Warum?“ fragte Arnsteiner hastig.

„Haben Sie mir denn gestern nicht vorgelesen?“ lispelte die Tochter der Federschleißerin fast unvernehmbar.

Jetzt wurde der Lehrer roth bis zur Stirn, er drehte sich um. Dann ging er mit starken Schritten die Stube auf und nieder. Nach einer guten Weile rief er aus: „Bei Gott, da hätte ich bald vergessen, daß ich Dich zur stillen Vertrauten meiner Schmerzen gemacht und in ein Geheimniß eingeweiht habe, welches ich nur dem Papiere anvertraut hatte.“

„Ich habe es aber keiner lebenden Seele gesagt,“ betheuerte Sali mit dem Tone der reinsten Aufrichtigkeit.

„Daran thateſt Du recht, mein Kind,“ rief der Lehrer wahrhaft erleichtert; „was braucht die Welt es zu wiſſen, welchen Qualen man ausgeſetzt iſt — wenn man nach etwas Hohem ſtrebt?“

„Und ſie ſoll's auch nicht wiſſen?“ fragte die Tochter der Federſchleißerin unerklärlich laut.

„Wer iſt: ſie?“

„Sidonia,“ entgegnete die Schülerin verſchämt die Augen niederſenkend.

Arnſteiner machte wieder einen Gang durch die Stube. Mehrmals hielt er inne und blieb vor Sali ſtehen, aber eben ſo oft kehrte er ſich wieder ab und ſetzte dann ſeinen gedankenſchweren Weg unter Schweigen fort.

Endlich blieb er vor der Schülerin ſtehen.

„Hör' mich an, Sali,“ begann er, abwechſelnd roth und blaß werdend, indem ſich ihm dabei die Worte ganz gegen ſeine Gewohnheit nur ſchwer aus der Bruſt hervorrangen, „hör' mich an! Du ſcheinſt mir ein geſcheidtes Mädchen und verſtehſt es merkwürdig fein, in den Seelen der Menſchen zu leſen. Wie wäre es mir ſonſt eingefallen, Dir einen Einblick in mein Innerſtes zu gewähren, da ich doch am beſten weiß, wie wenig Dich ſonſt dein Wiſſen befähigt,

mir in die Irrgänge meines nach Bildung und Kenntnißbereicherung ringenden Geistes zu folgen?“

Die Tochter der Federschleißerin schaute tief gerührt zu dem also sprechenden Lehrer auf; Thränen der Freude und des Dankes glänzten in ihren Augen; denn das war ihr noch nie geschehen, daß sie von Herrn Arnsteiner zum Gegenstande einer Betrachtung erhoben worden war.

„Ja Sali,“ fuhr der Lehrer fort, der sich durch das Sprechen jetzt ganz ermannt hatte, „ich stehe nicht an, meine Brust wie ein lange gesperrt gewesenes Zimmer aufzuschließen und Dir dazu den Schlüssel anzuvertrauen! — Sali, ich fühle mich sehr unglücklich!“

„Um Gotteswillen, Herr Arnsteiner,“ rief die Schülerin wahrhaft erschrocken, „was ist denn vorgegangen? Sind Sie bestohlen worden, Herr Arnsteiner? Es wäre kein Wunder,“ fügte sie hinzu, „weil bei Ihnen Alles so frank und frei herumliegt!“

Arnsteiner lächelte trübe vor sich hin.

„Bestohlen? Man bestiehlt nicht so leicht einen Menschen, der seinen Kopf zum Kasten hat. Was müßten die für Diebe sein, die mir etwas aus einem solchen Schranke forttragen könnten?“

„Meine Mutter,“ rief Sali, die für den Doppelsinn dieser Worte kein Ohr gehabt zu haben schien,

eifrig, „meine Mutter ſagt immer: Sali, wenn Du einmal früh Morgens hörſt, daß Herr Arnſteiner mit Sack und Pack verſchwunden iſt, und iſt nicht ein Federl von ihm zurückgeblieben, ſo ſag, deine Mutter iſt eine Prophetin geweſen. Er hat ſo ſchöne Sachen noch von ſeinen Eltern her, denn die haben für ihn geſpart und geſpart, feine Hemden, ganz ſchönes Bettzeug, wie ſich deſſen Lazar Winterfeld nicht zu ſchämen braucht, und ſo viel ich weiß, auch ein paar hundert Gulden. Wo hat er das Alles? Gott der Lebendige weiß, wie das ausſieht, denn ſo ein Mann wie er hat leider keine Augen, und hat ſeinen Kopf ganz anderswo. Das ſollt' die gute Mindel, ſeine Mutter wiſſen; ſie möchte ſich im Grab herumdrehen."

„Woher weiß denn das deine Mutter?" fragte der Lehrer ganz verwirrt.

„Weiß ich's?" ſagte die Tochter der Federſchleißerin in großer Verlegenheit. „Sie wird's gehört haben."

„Pah!" rief der Lehrer, „was hab' ich da davon! Soll ich etwa die Schlüſſel zu meinen Käſten auch noch im Kopf herumtragen? Wenn Du mir keinen andern Rath zu geben weißt, als den, ſo bereue ich ihn bei dir geſucht zu haben."

Da erſchrak Sali bis ins Innerſte ihrer Seele;

so hart hatte der Lehrer noch nie mit ihr gesprochen; sie mußte ihn also erzürnt haben.

„Ich soll Ihnen rathen, Herr Arnsteiner!“ rief sie. „Wie komme ich dazu, mit Lazar Winterfeld zu sprechen?“

„Wer verlangt denn das von Dir?“ sprach der Lehrer verwundert.

„Ich habe nur gemeint,“ stotterte das Mädchen in großer Verlegenheit, „weil Sie selbst mit ihm nicht reden wollen. Sie haben mir es ja vorgelesen!“

Dem Lehrer stieg die Röthe wieder an die Stirn er mußte sich abwenden und ging auf's Neue mit starken Schritten durch die Stube.

„Du hast einen guten Kopf, Sali,“ sagte er dann, indem er vor ihr stehen blieb, „und merkst Dir, was man vorlies't. Schade nur, daß Du nicht mehr gelernt hast.“

„Wenn Sie nur nicht so unglücklich wären, Herr Arnsteiner,“ sagte das Mädchen plötzlich ohne allen Übergang auf den eigentlichen Kern der Unterredung eingehend.

„Was kann der Mensch dafür, wenn der Blitz in sein Haus einschlägt und es einäschert,“ meinte der Lehrer achselzuckend.

Die Tochter der Federschleißerin rief aber in

einer Aufregung, wie sie der Lehrer niemals an ihr bemerkt hatte:

„Ich wüßt' schon, Herr Arnsteiner, was ich thun möchte, wenn ich wie Sie wäre. Ich möchte . . . .“

„Nun?“ fragte Arnsteiner gespannt, da Sali stockte.

„Ich möchte an Sidonia Winterfeld geradezu das schicken, was Sie mir gestern vorgelesen haben. Sie müßte ja ein Herz von Eisen haben, wenn sie darauf schweigen möchte. Eine Andere möchte himmelhoch springen, wenn ihr das zukäme, — was dieser Sidonia Winterfeld so kinderleicht geradezu in die Hände fliegt.“

„Das meine ich auch, Sali,“ sagte der Lehrer mit einigem Stolze. „Aber mit Sidonia Winterfeld hat es sein eigenes Bewandtniß. Sie hat einen Vater!“

Die Tochter der Federschleißerin schien von diesem Geständnisse überrascht; sie schüttelte ungläubig den Kopf und legte dann, als müßte sie über ihre nächste Antwort reiflich nachdenken, den Zeigfinger an den Mund.

„Was geht Einen Lazar Winterfeld an?“ sprach sie gleichsam vor sich hin. „Der wird gewiß Nein sagen! dafür kennt man ihn ja in der ganzen Gasse! —

Aber wenn nur Sidonia „Ja“ ſagt, dann iſt Alles gewonnen.“

„Zweifelſt Du daran, Sali?“ rief der Lehrer mit Heftigkeit.

„Gott Lebendiger!“ ſchrie das Mädchen in wahrhafter Seelenangſt, „hab' ich denn etwas geſagt, Herr Arnſteiner, was Sie beleidigen könnte? Ich meine es ja wirklich und aufrichtig, daß Sidonia gar nicht nein ſagen kann. Warum ſollt ſie auch nein ſagen? Sind Sie nicht ihr Lehrer? Wem verdankt ſie Alles, was ſie kann?“

Arnſteiner's Antlitz klärte ſich wie ein trüb umwölkter Himmel auf, den ein Sonnenſtrahl ſiegreich durchbricht.

„Und dann,“ fuhr das Mädchen in ſteigender Erregtheit fort, „kommt es ja nur auf eine Probe an, Herr Arnſteiner. Schreiben Sie ihr einen Brief, ich ſelbſt will ihn beſtellen, ſagen Sie ihr in dem Brief — was weiß ich? Sie wiſſen das beſſer als ich .... Muß ich Ihnen ſagen, was Sie ihr ſchreiben ſollen? Ich wette aber darauf, Sie werden eine Antwort erhalten .... und dann werden Sie nicht mehr ſo unglücklich ſein, Herr Arnſteiner ....“

„Gut Sali!“ rief der Lehrer, „gut, Du ſollſt Recht behalten. Ich fühle es, es muß ein Entſchluß

gefaßt werden. Wenn Du aus der Mythologie wüßtest, in welcher Art die gewappnete Pallas zur Welt kam, wie sie nämlich geharnischt und gespornt aus dem Kopfe ihres Vaters hinaussprang, was nach meiner Deutung nichts anderes heißen soll, als daß alle Weisheit gleich fertig aus dem Gehirne des Menschen kommt, so würdest Du begreifen, warum ich Dich mit den Worten anspreche: Du bist meine Pallas!"

„Heißen Sie mich nur lieber Sali!" rief das Mädchen.

„Ja, meine Pallas," fuhr der Lehrer fort, „ich will dasjenige ausführen, was sich in einfältiger Weisheit aus deinem Kopfe losgerungen hat. Sidonia wird antworten, das weiß ich! Heute Abend bringe ich Dir den Brief, Du sollst mit Julius Arnsteiner zufrieden sein!" — — —

Folgendermaßen lautete der Brief des Herrn Arnsteiner:

Wohledles Fräulein Sidonia!

„Als mir vor drei Tagen Ihr Herr Vater, in welchem ich trotz aller Selbstachtung, die der gebildete Mensch sich selber schuldig ist, dennoch das väterliche Ansehen, das doch die Grundlage alles Familien- und Staatenglückes bildet, verehren und anerkennen muß, den Vorwurf machte, ich hätte mit Ihnen das Kopf-

rechnen vernachläſſigt, da fühlte ich, wie ſich mein Herz vor jähem Schmerze zuſammenkrallte. Dieſes Kopfrechnen iſt eine Axt, die an den mit weit ausgeſpannten Aeſten und Zweigen geſchmückten Baum meiner ſtolzeſten und ſchönſten Hoffnungen gelegt ward, und der ſie ſchwingt, iſt Ihr Herr Vater, Fräulein Sidonia! — O! ein Julius Arnſteiner täuſcht ſich nicht ſo leicht! Wohl weiß ich, was dieſes Kopfrechnen zu bedeuten hat; es bedeutet, daß auch für Sie, wohledles Fräulein, jene von mir ſtets gefürchtete Stunde gekommen iſt, in welcher Sie die Willenskraft Ihres von mir ſtets als Ihr Lebensurheber geachteten Vaters zwingen will, lieber den Kopf rechnen, als das Herz handeln zu laſſen! Exiſtirt denn nicht ein Menſch auf dieſer Erde, auf den man einige Rückſicht zu nehmen ſchuldig iſt? Ich ſage, man! denn ferne ſei von mir der Gedanke, daß ich Sie, wohledles Fräulein Sidonia, damit gemeint haben könnte. Nein Sidonia, der Lehrer Julius Arnſteiner wirft in dieſem heiligen Augenblicke Alles ab, was an dieſen ſeinen Beruf nur einigermaſſen erinnern könnte — nur der Menſch Julius ſteht vor Ihnen! Julius und Sidonia! Die Natur was ſage ich, die Natur, das Fatum oder zu deutſch das Schickſal ſelbſt, ſcheint dieſe beiden Namen unauflöslich an einander geknüpft oder viel mehr für

einander bestimmt zu haben! Theure Sidonia! trocknen Sie die Thränen, die bei diesen Zeilen aus Ihren holden Augen höchstwahrscheinlich entstürzen werden — der Himmel aber sei von mir als Zeuge angerufen, daß ich dieses kostbare Naß nur mit tiefem Schmerze Ihren Augen entlockt sehe! Aber weinen Sie dieselben nicht Ihrem Julius? — — Meine Gedanken verirren sich und gerathen in den Strudel der Charybdis vor lauter Wonne und Entzücken, daß diese Thränen mir gelten sollen. Ach wenn nur das Kopfrechnen nicht wäre! Ich ahne es, welch' ein finsterer Geist mit diesem Kopfrechnen in die Hallen des Winterfeld'schen Hauses eingekehrt ist — aber meine Sidonia wird, dessen bin ich gewiß, aus den Umstrickungen dieses nur auf Wollsäcken großgezogenen Geistes siegreich hervorgehen und wird zu würdigen wissen, welches Geschick sie an der Seite eines gebildeten Menschen dafür erwartet. — —

„Ich schließe! Ich kenne ein Plätzchen, Sidonia! In der Papelallee, in der Nähe des Spitals. .... Warum muß unglückliche Liebe die Augen der Menschen scheuen? Sidonia? das Plätzchen ist so schön — und Sidonia wird über die Erlebnisse der drei letzten Tage viel zu erzählen haben! Dorthin ihre Schritte lenken zu sehen, in der Absicht, ihm ihren Willen —

über das Kopfrechnen mitzutheilen, erwartet sehnsuchtsvoll, wie Ulysses seine von Freiern, die sich auch auf das Kopfrechnen verstanden, umschwärmte Penelope

Ihr mit wahrer Hochachtung sich zeichnender

Julius.

Sali benützte am anderen Vormittag einen müßigen Augenblick, wo sie sich unter irgend einem Vorwande entfernen konnte, und machte sich mit dem Briefe des Lehrers auf den Weg. Heimlich, ganz heimlich hatte er ihn in ihre Hände zu spielen gewußt. Am Abende nämlich, als die Gasse bereits schlief, war ein Steinchen klirrend an das Fenster gefallen, und Sali, die gerade wieder in ihrem wunderbaren Winkel saß, wußte wer da draußen ihrer wartete.

Da stand nun wirklich Julius Arnsteiner, und sagte hastig:

„Da bringe ich dir den bewußten Brief, Sali. Bestelle ihn an seine Adresse. Wenn Du deine Mission zufriedenstellend ausführst, so soll dein Lohn nicht geringe sein. Ich will mit dir Mythologie anfangen. Gute Nacht.“

Schon auf der Stiege des Winterfeld'schen Hauses konnte Sali gewahr werden, daß oben in den „Hallen“ etwas Besonderes vorging. Sie hörte Teller klappern und Flaschen klirren, dazwischen geschäftiges

Hinrennen in der Küche, woraus zugleich ein gar nicht wochentägiger Speisegeruch zu ihr drang. Was aber die Tochter der Federschleißerin, die für dergleichen Dinge ein sehr feines Ohr besaß, davon überzeugte, daß oben im Hause etwas Ungewöhnliches vorbereitet wurde, war, daß sie deutlich das Schlagen eines „Schneelöffels," jenes bekannte scharrende, schaumerzeugende Geräusch vernahm. „Schnee" an einem Wochentage bedeutet einen „Auflauf" — der konnte aber nach den in der Gasse herrschenden Gesetzen nur an einem Feiertage, höchstens an einem Halbfeiertage als etwas besonders Festliches auf den Tisch kommen. Eine Ausnahme davon bildete eben nur eine Beschau.

Sali ward bei dieser Entdeckung über und über roth.

Noch mehr wurde sie darin bestärkt, als sie im Begriffe, die Treppe hinanzugehen, mit einem Male die kreischende Stimme der alten Köchin Reichel vernahm, die jedes Kind in der ganzen Gasse aus tausend anderen heraus erkannte, obwohl man ihr nicht gerade gerne begegnete.

„Wie soll da Schnee heraus kommen," belferte das alte Erbstück des Winterfeld'schen Hauses, „wenn Du den Löffel so hältst? Alle meine Feinde sollen nichts Besseres zu essen haben, da hätte ich bald Ruh' vor

ihnen. Er wird etwas Schönes sich denken, wenn man d e n Schnee ihm aufsetzt! Gleich wird er den Doktor müssen kommen lassen!“

Er! Wer war das? Das konnte nur die Beschau sein. So nahe war also die Gefahr für ihren unglücklichen Lehrer Arnsteiner, der sie so wenig ahnte, daß er sogar einen Brief an Sidonia schreiben konnte? Was sollte der Brief unter solchen Umständen, wo man oben in der Küche bereits Schnee zu einem Auflaufe schlug, den „Er“ wahrscheinlich als Probe von Sidonia's Kochkunst zu kosten bekommen sollte?

Sali stand einen Augenblick rathlos unten an der Stiege, alle Gedanken standen in ihr still, sie vernahm nichts, als das Rasseln des Schaumlöffels. Dann aber raffte sie sich zusammen. Konnte sie wissen, was in dem Briefe enthalten war? Herr Arnsteiner konnte ja den Tod davon haben, wenn sie sein Schreiben gar nicht oder zu spät abgab? Unglücklich war er ohnehin genug; wenn er nun vernahm, daß er durch ihre Nachlässigkeit um seine schönste Hoffnung betrogen war — davon hätte sie den Tod gehabt.

Noch ein Gedanke durchfuhr sie blitzschnell. Wie wenn der Schnee, den Sidonia oben in der Küche schlug, für Herrn Arnsteiner bestimmt war?

In dieser Verwirrung widerstreitender Vorstellun-

gen, hatte die Tochter der Federſchleißerin die Treppe erreicht, und erſchien mit einem Male an der offenen Küchenthüre! — Sie hatte ſich nicht getäuſcht. Sidonia ſelber ſchlug den Schnee. Sali hatte mit der reichen Wollhändlerstochter nur wenig im Leben verkehrt, ſie ſtand ihr zu hoch, und in den Augen des armen Mädchens gab es nichts, was an die Herrlichkeit Sidonia's reichte, beſonders wenn ſie in irgend einem neuen Kleide erſchien, das eigens in Prag von dem berühmteſten Schneider verfertigt ſein mußte. Diesmal aber war es ihr, als ſei ſie ihr ebenbürtig von den erſten Tagen der Kindheit an, das Mädchen gegenüber dem Mädchen machte ſich in ihr geltend, und beſeelte ſie mit herzhaftem Muth.

Durch eine zufällige Bewegung hatte Sidonia ſogleich die an der Thüre wartende Sali bemerkt. Sie hielt alsbald im Schneeſchlagen inne und trat auf ſie zu. Wie ſchön war Sidonia mit ihrem vom Küchenfeuer gerötheten Antlitze, in ihren ſorgfältig geringelten Hängelocken und namentlich in dem neuen Kleide von einem unbekannten Stoffe, das übrigens zur Küche gar nicht paßte!

„Willſt Du etwas, Sali?“ fragte ſie.

„Ich habe etwas mit Ihnen zu reden, Fräulein Sidonia,“ entgegnete Sali, die bei allem Muthe, der

sie in diesem Augenblicke durchströmte, dennoch die Besonnenheit hatte, sich erst in der Küche umzusehen, ob kein unnöthiger Lauscher da sei. Nur die alte Reichel handthirte am Herde.

„Mit mir willst Du reden?“ rief Sidonia.

„Ja“, sagte Sali beinahe flüsternd, indem sie sich zu dem schönen Mädchen neigte; „ich habe Ihnen einen Brief von Einem zu übergeben.“

„Mit wem steh' ich denn in Correspondenz?“ rief Sidonia mehr verblüfft als verwundert.

Sali holte mit einem raschen Griffe den Brief hervor und überreichte ihr ihn. Kaum hatte Sidonia den Blick auf die in zierlich geschwungenen Buchstaben geschriebene Adresse, „an das wohledle Fräulein Sidonia Winterfeld“ geworfen, als sie in ein heftiges Gelächter ausbrach.

„Was kann der mir zu schreiben haben?“ rief sie dazwischen.

„Um Gotteswillen,“ sagte Sali ängstlich, „lachen Sie nicht so laut, „es könnte Einer es hören, und Herr Arnsteiner will nicht, daß ein Anderer den Brief zu lesen bekommt, als Sie, Fräulein Sidonia.“

„Ich erschrecke!“ lachte Sidonia, „es wird doch keine Sprachlehraufgabe sein, die er mir schickt, weil er nicht selbst kommt? Heute mach' ich sie nicht, das

kannst Du ihm ausrichten, ich muß mich mit meinem Auflaufe beschäftigen.“

„Lesen Sie nur, Fräulein Sidonia,“ sagte Sali durch dieses Benehmen ganz kleinlaut geworden, „es soll in dem Briefe etwas ganz Anderes stehen — etwas ganz Anderes, was sehr traurig ist.“

„Er wird sich doch nicht in's Wasser stürzen wollen?“ lachte wieder Sidonia und riß hastig das Siegel auf.

Während sie nun das Schreiben des Lehrers las, hatte die kleine Sali Gelegenheit die Gesichtszüge Sidonias auf das Genaueste zu studiren; sie wandte nicht ein Auge von ihr ab.

Sah man so aus, wenn man einen so traurigen Brief von Herrn Arnsteiner zu lesen hatte? Das Erste, was Sidonia nach Sali's unmaßgeblicher Ansicht hätte thun sollen, war, in Thränen auszubrechen, und in schmerzlichen Worten das Schicksal Arnsteiner's zu beklagen. Das Zweite, nach ihrem Dafürhalten, wäre gewesen, auf der Stelle den Auflauf in's Feuer zu schleudern, sich augenblicklich hinzusetzen und einen Brief an Herrn Arnsteiner zu schreiben, einen Trostbrief wenigstens, daß, da sie selbst schon das Unglück hätte, ihm nicht angehören zu können, es noch andere Mittel und Wege für ihn gebe, glücklich zu werden.

Nichts von dem Allen geschah. Wohl hatte sich Sidonia, nachdem sie den Brief zu Ende gelesen, von Sali abgewendet, und war an den Herd getreten. Aber als sie sich nach geraumer Weile umdrehte, glänzten wohl Thränen in ihren Augen, doch diese rührten von einer dem Weinen ganz entgegengesetzten Empfindung her. Ihr ganzes Antlitz strahlte von Heiterkeit und Lust.

„Sie lachen, Fräulein Sidonia!“ rief Sali ganz erschrocken. „Hat Ihnen denn Herr Arnsteiner gar so lustige Dinge geschrieben?“

„Der Brief ist nicht mit Gold zu bezahlen, ich versichere Dich!“ kicherte dagegen Sidonia.

Sali wurde an sich selbst irre. Hatte Sidonia Recht? Hatte der Lehrer vielleicht in der That mehr lustig als traurig geschrieben? — Wie reimte sich jedoch dies mit seinem Unglücke zusammen? Nein, nein! Alles in Salis Gemüth gerieth gegen diese Annahme in Aufruhr!

„Ich meine nur, Fräulein Sidonia,“ sagte sie beinahe zornig, „daß es eine Sünde ist, über einen Menschen sich lustig zu machen — der gar nichts dafür kann!

„Weißt Du denn, worüber ich lache?“ erwiederte Sidonia ziemlich spitz.

„Nein," ſagte Sali.

„Alſo brauchſt Du mich nicht zurecht zu weiſen," meinte Sidonia mit Hoheit, indem ſie das arme Mädchen von oben bis unten maß.

Aber die Tochter der Federſchleißerin hielt dieſen Blick aus, ſie zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern.

„Iſt das die ganze Antwort," ſagte ſie, Sidonia feſt anſchauend, „die ich Herrn Arnſteiner bringen ſoll?"

„Ich begreife nicht," ſagte Sidonia mit eiſiger Kälte, „wozu ich Dich zu meiner Vertrauten machen muß."

„So werden Sie ihm ſelbſt die Antwort bringen?" fragte Sali, ohne ſich von dieſer Beleidigung irre machen zu laſſen.

„Der Schnee, der Schnee!" ſchrie in dieſem Augenblicke die furchtbare alte Köchin, daß die beiden Mädchen erſchrocken zuſammenfuhren. „Wo bleibt der Schnee? Iſt jetzt Zeit, ſich mit Liebesbriefen herzuſtellen, wo der Anflauf auf Einen wartet? Schickt ſich denn das gar?"

„Sie hat uns doch belauſcht," flüſterte Sidonia, indem ſie einen ſcheuen Blick nach ihrer Lehrerin in der Kochkunſt warf."

„Was soll ich ihm also sagen?“ meinte Sali, die nun wohl einsah, daß ihres Bleibens nicht länger sei, eben so leise.

Sidonia stand unschlüssig da; sie hatte den Kopf gesenkt, und sann allem Anscheine über etwas nach. Plötzlich richtete sie ihn auf, ihr Gesicht strahlte, wie von einem guten, so eben gefundenen Gedanken.

„Weißt Du was?“ flüsterte sie wieder zu Sali, „wenn er Dich fragt, was ich zu dem Briefe gesagt habe, so sag' ihm, ich werde kommen.“

„Sie werden kommen?“ schrie Sali etwas überlaut.

„Schrei nicht so,“ warnte Sidonia, indem sie sich wieder scheuen Blickes nach der Köchin umschaute.

„Gott, wie glücklich werden Sie ihn machen!“ rief Sali, und ein dankbarer, aus der Tiefe ihrer Seele dringender Blick war der einzige Dank, den sie dem schönen Mädchen in diesem Momente bieten konnte.

„Ja, ja, ich komme,“ wiederholte Sidonia, „heute noch. Sag' ihm nichts Anderes als das.“ — —

Als Sali wieder unten auf der Gasse stand, mußte sie still vor sich hinsprechen:

„Ich hätt' mir's doch nicht gedacht, daß die Sidonia ein so gutes Herz hat! Gott, wie wird er sich freuen!“

Arnſteiner wußte nun, was ihm für den Abend bevorſtand. In drängender Eile, mit hochroth gefärbten Wangen hatte ihm Sali die Geſchichte ihrer Botſchaft mitgetheilt. Sidonia kam und das war ihm genug! Eines hatte die Tochter der Federſchleißerin aber verſchwiegen nämlich ihre Vermuthungen über die Zwecke des Auflauf's, zu welchem ſie den Schnee unter Sidonia's Händen hatte entſtehen geſehen.

„Sali, es bleibt dabei, was ich Dir feierlichſt verſprochen habe," ſagte der Lehrer wie zum Danke, „ſobald dieſe Sache einmal in Ordnung gebracht iſt, fange ich mit dir Mythologie an."

„Gut, Herr Lehrer," entgegnete Sali darauf, indem ſie davoneilte, „meinetwegen lerne ich Alles, was Sie wollen, — aber

„Was aber?" fragte Arnſteiner ſtirnrunzelnd.

„Ich kann's nicht ſagen, Herr Lehrer!" rief das Mädchen gepreßt, und war zur Thüre hinaus, ehe Arnſteiner weiter dringen konnte.

Dem Lehrer war es übrigens nicht unlieb, daß ſich die kleine Schülerin ſo eiligſt entfernt hatte, denn er begann jetzt allmälig von jenem unheimlichen Leibes- und Seelenzuſtand überfallen zu werden, den alle Welt unter den Namen Fieber kennt. Hitze wechſelte mit Kälte ab, die Pulſe jagten bald wie ſcheu ge-

wordene Pferde in ihm auf und ab, bald ſtanden ſie wieder ſtill; Niemand hätte dann behaupten können, daß Julius Arnſteiner überhaupt noch Pulſe habe. Bald rannte er in der ſiedendheißen Gluth, die in ihm brannte, die Stube auf und nieder, bald ließ ihn die Kälte nicht auf den Beinen ſich erhalten. Nur wenige Stunden hatte noch der Tag zurückzulegen, und es ſtand ihm bevor, was er im Leben ſo oft in Büchern, aber nie im Leben ſelbſt erfahren hatte — das „Rendezvous“ mit einem Mädchen!

Vielleicht, um ſich die Gewißheit zu verſchaffen, daß dieſes Wort für ihn kein leerer, inhaltsloſer Schall ſei, ſchrieb er es einige dutzendmal bald in lateiniſcher Fractur, bald in deutſcher Currentſchrift auf einen Bogen Papier, ſah dann ein jedes mit einem beſonders ſchönen Schnörkel ausgeſtattete Rendezvous mit erſtaunten Augen an, weil er es nie begreifen wollte, daß dieſes Wort zu ihm, und er zu dem Worte in ſolcher Beziehung ſtehe.

„Iſt es nicht wunderbar,“ redete er einmal ein ſolches von einem kühnen Schnörkel, wie mit einem Strahlenkranze umgebenes Wort an, „daß außer mir und Sidonia Winterfeld vielleicht keiner mehr in der ganzen Gaſſe „Rendezvous“ zu ſchreiben verſteht? Woher mag das kommen? Weil die Leute nicht auf

die grammatikalische Analyse eingehen. Denn was heißt Rendezvous? Es ist kein Hauptwort, denn es ist weder der Name eines wirklichen oder als wirklich gedachten Dinges, es ist, wenn man es von einem höherem Standpunkte betrachtet, eine zur Würde des Hauptwortes erhobene Redensart! Rendezvous heißt: Begeben sie sich! Wie fein die Franzosen das ausgedacht haben! Das deutsche „Stell dich ein" ist dagegen wie ein grober Klotz schon darum, weil es in der zweiten Person der einfachen Zahl Einen anspricht. Stelle dich ein! klingt wie der Befehl eines Korporals zum Rekruten. „Begeben Sie sich" ist die höfliche Bitte eines liebenden Mädchens an einen gebildeten Mann, dem sie etwas Angenehmes zu sagen hat. Das ist der gewaltige Unterschied!"

Mitten inne fiel es dem Lehrer auch ein, an die Tochter der Federschleißerin zu denken. Er wollte ihr die Bemerkung über den feinen Unterschied zwischen Rendezvous und Stelldichein morgen auseinandersetzen.

„Sie hat einen guten Kopf," sagte er vor sich hin, „es kann ihr nicht schaden wenn sie es weiß."

Während sich so der Lehrer dem Spiel seiner Einbildungskraft hingab, dabei weder an die schuldigen Lektionen, noch an Speise und Trank dachte, war die Nacht herabgesunken. In der Stube war es

finſter geworden. Die Zeit des „Begeben Sie ſich“ war gekommen.

In dieſem Augenblicke blickten vielleicht ſchon zwei ſehnſüchtige Augen zum dunklen Nachthimmel und fragten ihn leiſe, ob die Sterne, die daſelbſt angezündet waren, nicht gar zu helle ſcheinen. Mit Fieberſchauern im Herzen, die ſich bis auf die Hände erſtreckten, ſo daß er in der Dunkelheit mehrmals die Thürklinke fahren ließ, die er ſchon erfaßt hatte, huſchte er aus dem Hauſe.

Draußen fiel es ihm zum erſten Mal ſeit vielen Jahren ein, daß er die Zimmerthüre zu ſchließen vergeſſen habe. Der Menſch iſt bei den ſtrengſten Grundſätzen ſchwach, dachte er — wie konnte er wiſſen, ob nicht morgen ein Haufen fremder Menſchen in dieſer Stube herumſtöbern würde? — Einen Augenblick dachte er ſogar daran, ob er überhaupt ſchließen ſolle? Die Flucht wurde dann gleichſam verdeckt, und die Sucher auf andere Spuren geleitet.

Dennoch entſchloß er ſich dafür, der Furcht vor Dieben nachzugeben; er tappte durch den finſtern Hausgang zurück und drehte den Schlüſſel zweimal im Schloſſe herum. Die Tochter der Federſchleißerin ſollte ihm an andern Tage keine Vorwürfe machen, daß er

ſein Hab und Gut in die Obhut von Dieben geſtellt hatte.

Am andern Tage! —

Wird es einen ſolchen geben? Wo wird er über Dir aufgehen? dachte Arnſteiner, während er durch die ſtille Gaſſe mitten in die warme Frühlingsnacht hinaushuſchte. Aber ihn durchrieſelte eiſige Kälte. Schauer rüttelten an ihm, daß er ſich kaum auf den Beinen halten konnte. Offen geſtanden, er fürchtete ſich vor dem moraliſchen Zwange, der von der fürchterlichen Leidenſchaft des Mädchens bewältigend auf ihn einwirken konnte! Was vermochten dann die ſtrengſten Grundſätze, die ernſteſten Vorſätze?

„Man ſtelle einen Cato an meine Stelle,“ murmelte er zähneklappernd vor ſich hin, indem er die langgeſtreckte Pappelallee, wo das „Begeben Sie ſich“ ſtattfinden ſollte vor ſich ſah, man ſtelle mir einen Moſes Mendelſohn her, und er mag zuſehen, wie er mit Sidonia Winterfeld fertig wird.“

Die Fieberſchauer kehrten mit verdoppelter Gewalt zurück, als er nun in dieſe Allee wirklich eintrat. Zaghaften Schrittes kam er an den erſten Bäumen vorüber, von denen er jeden anſtarrte, als wüßten ſie etwas Beſonderes von ihm. Hätten ſie noch geflüſtert wie das ihr Brauch iſt in der Nacht, ſo hätte ſich der

Lehrer in der Stimmung, in der er war, dieſe Sprache der Natur nach ſeiner Art gedeutet. Aber nicht ein Blatt regte ſich, und dieſes Schweigen ſprach mit fürchterlicher Beredſamkeit zu dem ohnehin erſchreckten Gemüthe des Lehrers. Dieſe hoch aufgeſchoſſenen Pappeln ſchienen wie eine Armee von ſtummen Richtern hingeſtellt, um über ihn, der im Begriffe ſtand, ein großes Verbrechen zu begehen, ſchon im Voraus ihr verdammendes Urtheil abzugeben. Hinter einer ungewöhnlich hohen Pappel erſcholl plötzlich ein Ruf, der ihm mit eiſerner Spitze bis aufs Mark eindrang. „Mädchenentführer,“ hatte es getönt — und doch ſtand Niemand hinter dem Baume. — Aus ſeinem eigenen Innern war der fürchterliche Ruf gekommen; ſein böſes Gewiſſen hatte Sprache erhalten, und nun ſchien es, als ob die lebloſen Geſchöpfe der Natur nur von dem wiederhallten, was in ſeiner eigenen Seele vorging.

Umſonſt haſtete er jetzt ſeinen Schritt; die Bäume rückten zuſammen, berührten ſich mit ihren Wipfeln und wollten ihm keinen Durchgang gönnen. Stimmen, die von rechts und links, von oben und unten ertönten, forderten ihn auf, ſich erſt von ſeiner Schuld zu reinigen, ehe er ſich wieder unter Menſchen blicken ließe. Nicht nur „Mädchenentführer,“ auch andere in der öffentlichen Moral ſchwer wiegende Schelt-

worte, wie „Erbschleicher," „Egoist" flogen ihm um die Ohren. Namentlich das letzte drang mit unwiderstehlicher Wahrheit auf ihn ein. Lazar Winterfeld's Geld, die reiche Partie war es gewesen, die ihn verblendet und seinem alten Wesen untreu gemacht hatte. Wenn nie, so hatten die Leute diesmal Recht über einen Menschen den Stab zu brechen; über ihn mußte die Welt ein dreimaliges „Wehe" schreien! denn so etwas werde noch niemals, seit die Welt steht, gehört worden sein, daß ein Lehrer, der doch seinem Namen nach Moral und Sittlichkeit lehren und als ein glänzendes Vorbild darin Allen voranleuchten sollte, daß ein Julius Arnsteiner, gegen den selbst die schwärzeste Scheelsucht und die niedrigste Verkleinerungslust keinen Schatten einer Schuld aufzuweisen vermochte, nun in den Verdacht gerieth, ein junges Mädchen berückt und einiger tausend Gulden wegen dem väterlichen Hause abtrünnig gemacht zu haben. Pfui über Julius Arnsteiner! wenn er erst in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre jenen Grundsätzen untreu wurde, die er während einer sechszehnjährigen Thätigkeit als Lehrer keinen Augenblick verläugnet hatte!

Eines starrte jetzt den unglücklichen Arnsteiner mit hohlen, grauenhaften Augen an, die Aussicht nicht mehr Lehrer sein zu können! Wer wird ihm seine Kinder

anvertrauen? Wer läßt von einem Menſchen unterrichten, der unter der Anklage eines Mädchenraubes ſteht? Und daß ihm dieſes Verbrechen werde zur Laſt gelegt werden, daß Niemand es bezweifeln werde, Sidonia Winterfeld ſei das Opfer ſeiner Leidenſchaft geworden, dieſes war auch dem blödeſten Auge klar. Julius Arnſteiner konnte hinfort kein Lehrer bleiben; er ſelbſt hatte ſich ſeiner Würde entkleidet; er ſtand entheiligt, ſeiner Kraft beraubt, wie Simſon mit geblendeten Augen vor aller Welt!

Wenn er aber kein Lehrer ſein konnte, was denn ſonſt? —

Die Welt verging vor ihm, im wirren Kreiſeltanze drehten ſich um ihn die Gegenſtände, alles ſchien ringsum aus den Fugen gerückt, nicht nur die Sterne am Himmel und die Bäume, ſondern auch ſeine Gedanken. Der Kopf ſchmerzte ihm, alles Blut war ihm vom Herzen dorthin geſtiegen. Ächzend, keiner Bewegung mehr fähig, in ſeiner Willens- und Körperskraft gebrochen, wankte er zu einer der Bänke, die unter den Bäumen ſtanden, und ließ ſich darauf nieder.

In dieſem Zuſtande eines bloßen Scheinlebens verharrte er eine geraume Zeit, die Schöpfung ſchien ihm zu Gefallen zu feiern, kein Laut, kein Blätterrau-

schen, kein Vogelsang ringsumher. Aber unter dem Baume athmete ein Mensch in schwerstem Jammer.

Die Hände vor das Gesicht gepreßt bemerkte er nicht, was um ihn vorging.

Da fühlte er mit einem Male einen weichen Druck auf seiner Schulter. Arnsteiner zuckte zusammen, und ließ seine Hände fallen. — Sidonia Winterfeld stand vor ihm.

„Sidonia!“ rief der Lehrer in einem Tone des Entsetzens als stellte sich ihm ein Ungeheuer, nicht ein schönes Mädchen von Fleisch und Blut vor.

„Sehen Sie, Herr Arnsteiner, was ich für eine gehorsame Schülerin bin,“ sagte das Mädchen scherzhaft, „Sie haben mir geschrieben, daß ich kommen soll, und ich bin gekommen.“

„O, Sidonia!“ seufzte der Lehrer tief auf, „ich wollte, Sie wären nicht gekommen!“

„Warum nicht?“ rief das Mädchen lebhaft. „Erst schreiben Sie mir einen so schönen Liebesbrief und verleiten mich zu diesem Schritte — und jetzt —“

„Jetzt weiß ich, daß ich unrecht gehandelt habe,“ sagte der Lehrer schmerzlich, „die Macht Ihrer Leidenschaft auf die Probe gesetzt zu haben.“

„Kurios reden Sie, Herr Arnsteiner,“ schmollte

das Mädchen; „haben Sie mich nicht aufgefordert, Ihnen — über das Kopfrechnen zu erzählen?

Arnsteiner starrte das Mädchen mit verwunderten Blicken an. Erst allmälig kam ihm die Erinnerung dessen in den Sinn, was er erst gestern geschrieben, aber es war mächtig genug, ihm alles Blut zum Herzen zu drängen.

„Wie heißt?“ rief Sidonia.

Den Lehrer durchzuckte dieser in der Gasse nicht ungewöhnliche Ausruf auf eine eigenthümlich verletzende Weise.

„Wie heißt?“ wiederholte das Mädchen noch einmal.

Arnsteiner bezwang sich.

„Wie oft habe ich Ihnen diesen Ausdruck verwiesen, Sidonia?“ sagte er sanft.

Da lachte das Mädchen hell auf.

„Das wäre schön,“ rief sie, „wenn ich nur darum gekommen wäre, um jetzt deutsche Sprachlehre zu lernen.“

Der Lehrer athmete tief und schwer. In diesem Lachen des Mädchens lag etwas, was ihm sehr wehe that; er schrieb es aber auf Rechnung der Aufgeregtheit, in der sich Sidonia jetzt befinden mußte.

„Sidonia," rief er mit ſtockendem Athem, „Sie wollen wirklich . . . .?"

„Was, Herr Arnſteiner?"

„Ihr väterliches Haus verlaſſen, Reichthum und Glanz entſagen, nur dem Zuge ihres Herzens folgen?"

Das Mädchen hielt ſich ihr Schnupftuch vor den Mund und kicherte. Der Lehrer meinte aber ſchmerzliches Schluchzen zu hören.

„Sie weinen Sidonia!" rief er in tiefſter Rührung.

„Wo fallen Sie aus, Herr Arnſteiner?" rief das Mädchen und lachte und lachte, daß das Schnupftuch in ihren Händen zitterte. Dem Lehrer dämmerte ein entſetzliches Licht auf; er wollte ſich erheben, aber er vermochte es nicht; unſichtbar wirkende Kräfte hielten ihn auf der Bank zurück.

In demſelben Augenblicke ertönte noch eine andere Stimme, als die Sidonia's neben dem unglücklichen Lehrer; ſie ſchien wie aus dem Boden gewachſen, aber trotz ſeines namenloſen Zuſtandes erkannte ſie Arnſteiner, und daß ſie nur dem Einen angehörte, den er in dieſer Stunde auf der ganzen Erde am meiſten zu fürchten hatte.

„Nun Herr Lehrer," ſagte Lazar Winterfeld, „ſchöne Narretheien ſtellen Sie da an. Statt mit meiner Tochter zu lernen, wie ſie einen guten Geſchäftsbrief

ſoll zu Stande bringen, ſchreiben Sie ihr Liebesbriefelchen. Schickt ſich das für einen Lehrer, dem man alle Monate ſein Geld richtig auszahlt? In Nacht und Nebel muß man Ihnen nachgehen, und Sie können die Vermeſſenheit haben, meine Tochter zu ſich zu beſtellen?“

„Laß ihn gehen, Vater,“ hörte er Sidonia gleichſam beſchwichtigend ſagen, „er hat nur gemeint, im Freien läßt ſich beſſer mit dem Kopfe rechnen, als drin im Zimmer.“

„Sie werden es weit bringen in der Welt,“ fing wieder Lazar Winterfeld an, „wenn Sie ſolche Narretheien forttreiben. Haben Sie vielleicht wirklich geglaubt, ich wart' mit meiner Tochter, bis ſo ein Lehrer kommt, und ſie um Gotteswillen zum Weibe begehrt? Wie kann ein Menſch, der alle ſeine fünf Sinne geſund bei einander hat, gar auf ſolche gottgeſchlagene Narretheien gerathen? Die Welt müßte ſich doch kurios auf den Kopf geſtellt haben, daß ich meine Tochter möcht' — einem Lehrer geben.“

Jetzt riß eine Gewalt, die wie ein Feuerſtrom ſeinen ganzen Leib durchglühte, dem Lehrer die Hände vom Geſicht. Nun war er an jener Stelle ſeiner Seele getroffen worden, die der verwundbarſte Fleck ſeines Daſeins war. Das Heiligſte war von den breiten Tatzen

dieſes Lazar Winterfeld angefaßt worden; das, woran der Lehrer mit den feinſten Fibern ſeines Gemüthes hing, blutete unter den Fängen der roheſten Rede. Arnſteiner ſprang auf, er wollte wirklich an den Beleidiger ſeiner Ehre; er hätte ihn in der That ermordet; aber in demſelben Augenblicke taumelte er wieder auf die Bank zurück.

Neben Sidonia ſtand ein fremder, ihm ganz unbekannter Mann; noch Ein Zeuge ſeiner Schande!

„Wer iſt das?“ ſchrie er außer ſich.

Sidonia verneigte ſich tief vor dem Lehrer.

„Wenn Sie es erlauben, Herr Arnſteiner,“ ſagte ſie und ergriff den fremden Mann an der Hand, „ſo habe ich die Ehre, Ihnen hier Herrn Arthur Brandeis aus Kolin vorzuſtellen. Er iſt ſeit heute Nachmittag mein Bräutigam — auch ohne Kopfrechnen!“

Und Arnſteiner bedeckte aufs Neue ſein Angeſicht.

Jetzt hörte er, wie der neue Bräutigam halb laut zu Sidonia ſagte:

„Es iſt genug! Laſſen wir ihn jetzt gehen!“

Dieſe wenigen Worte waren aber von wunderbarer Wirkung auf des Lehrers Zuſtand. Verrathen, entwürdigt, verhöhnt, daß ſich jeder Nerv aufbäumte, hatte er dennoch keinen Laut dafür, als das ſtumme Dulden dieſer unbarmherzigen Streiche. Jetzt fand er

die Sprache! Er richtete ſich mit einem Male auf, alle Schwäche war aus ihm geſchwunden, nun fühlte er ſich ſtark genug, um einer Welt voll Lazar Winterfelds entgegen zu treten.

„Wollen Sie noch etwas von mir?“ fragte er mit ſo ruhig gelaſſenem Tone, als gelte es irgend einer heiteren Äußerung. Sidonia, an die er dieſe Frage gerichtet hatte, trat ſcheu zurück; ſie hatte wahrſcheinlich nicht erwartet, daß der todtgeglaubte Löwe noch Kraft genug habe, ſich zu einem Sprung zu erholen.

„Haben Sie mir weiter nichts zu ſagen?“ begann er nach einer Weile wieder, „und iſt das Alles, was Sie an Spott und Hohn und Witz für meine Narrethei in Bereitſchaft haben?

Auf dieſe unvermuthete Anrede fanden die drei, die ihm gegenüberſtanden, nicht ſogleich die Antwort, aber die eine Wirkung hatte ſie bereits, daß ihnen das Lachen vergangen war.

„Wenn ich wie Sie, Lazar Winterfeld, geweſen wäre,“ fuhr der Lehrer mit ſeltſam gehobener Stimme fort, „ſo hätte ich mich mit ſo einer einfachen Schande, wie Sie mir jetzt angethan haben, gar nicht begnügt. Ich hätte die ganze Gemeinde dazu geladen: ich hätte den Schuldiener mit einer Einladung zu allen Leuten herumgeſchickt und der hätte ihnen müſſen anſagen:

Kommt heute Abend da- und dorthin! Da wird ein großer Spaß aufgeführt werden, nähmlich der Herr Lehrer Julius Arnsteiner soll beschämt werden. Alle Schulkinder hätten dabei in weißen Hemdekrägen erscheinen müssen wie bei einer Prüfung, denn es ist ein gar zu schönes Schauspiel, wenn derjenige, dem sie nach ihren Eltern das Meiste verdanken, an den Pranger der Schande gestellt, verhöhnt und verspottet werden soll."

Die Stimme des Lehrers klang wie Weinen, als er diese Schlußworte sprach, aber er ermannte sich sogleich und fuhr in freiem Tone fort:

„Ihnen, Herr Winterfeld, mache ich keine Vorwürfe, Sie handeln eben nicht anders, als Sie es verstehen. Kann ich von einen Zwetschkenbaum verlangen, daß er mir die Früchte der Palme gebe? Er bleibt ein Zwetschkenbaum unter allen Umständen. Was ist Ihnen ein Lehrer? — Soll ich behaupten, daß ein Sack Wolle, der vom Pesther Markt nach Reichenberg gebracht wird, in jeder Beziehung Ihnen mehr am Herzen liegt, als so ein armer verlassener Lehrer? An dem Sack Wolle können Sie Geld verdienen, viel Geld, da Sie sich aufs Kopfrechnen verstehen, an dem armen Lehrer hat nur Ihre Tochter gewonnen, denn ohne ihn wäre sie ein Messer ohne Griff, ein ungesäuertes Brod, eine ungesalzene Suppe. Dafür kann dieser Lehrer nicht

hart genug gestraft werden. Er hat sich erkühnt, aus Lazar Winterfeld's Tochter etwas zu machen, was unter Brüdern gerade so viel werth ist, als der Sack Wolle in ihres Vaters Magazin."

Der Lehrer sah wohl, daß Lazar Winterfeld's stämmige Gestalt unter den Vorbereitungen eines Zornausbruches heftig arbeitete; er aber hatte sein letztes Wort noch nicht geredet.

„Ihnen, wohledles Fräulein Sidonia," wandte er sich rasch an diese, „danke ich in zweifacher Weise dafür, daß Sie meine Schülerin gewesen sind. Ich hatte mir eine Narrethei in den Kopf gesetzt. Nun, davon bin ich zu meinem Glücke gründlich geheilt worden. Nicht nur lieben Sie mich nicht ... Sie kennen nicht einmal die schuldige Dankbarkeit einer Schülerin gegen ihren Lehrer. Sie machen sich lustig über mich, Sie verriethen mich, Sie riefen Zeugen meiner Schande herbei. Diese Herzensroheit, doppelt tadelnswürdig, weil sie an einem Weibe sich offenbart, werden Ihnen wohl manche Menschen nicht hoch genug anrechnen, ich kann Sie dafür nur bemitleiden! Statt über meine Schwäche den Schleier der Vergessenheit zu ziehen, haben Sie sie unbarmherzig enthüllt. Fragen Sie die kleine Sali, die Tochter der Federschleißerin, was sie in einem solchen Falle gethan

hätte? Aber freilich! Wie kann die reiche Sidonia Winterfeld bei dem armen Kinde in die Schule gehen? Jener ward das Wissen in Eimern dargebracht, während diese es in Kaffeelöffeln wie eine Medizin zu kosten bekömmt. Dennoch hätte die kleine Sali ihren Lehrer nicht verhöhnt, verspottet und verrathen! Und darin liegt die zweite Lehre, für die ich Ihnen, wohledles Fräulein Sidonia, vom Herzen dankbar bin, nämlich die, daß ein voller Kopf und ein leeres Gemüth jedenfalls nachzusetzen sind, — einem leeren Kopfe mit einem vollen Gemüthe. Diese Lehre will ich mir fortan nutzbar machen."

Mit einer raschen Bewegung war Julius Arnsteiner nach den letzten Worten aus dem Kreise seiner Dränger getreten, und nur das dämmerndfahle Licht des Mondes verhinderte, daß sie nicht sehen konnten, wie siegesfreudig sein ganzes Antlitz strahlte, wie sich in seinem Wesen Muth und Entschiedenheit in nie geahnter Weise ausdrückten.

Das aber sahen sie noch, wie er mit hochaufgerichtetem Haupte ihnen seinen Gruß zuwinkte, und ihren Blicken entschwunden war, noch ehe sie sich von ihrem Staunen erholt hatten. —

„Sali mein Kind, Du magst sagen, was Du willst, so sag' ich, mit Dir geht etwas vor," sprach

die Federſchleißerin in der Nacht, während ſie vor ihrer gewöhnlichen Beſchäftigung ſaß.

„Red' Dir nichts ein, Mutter," tönte es aus jenem mehrfach erwähnten merkwürdigen Winkel mit ziemlich verdrießlicher Stimme zurück.

Die Federſchleißerin legte gerade ein Häuflein fertiger Federn zur Seite; ſie antwortete alſo nicht ſogleich, ſondern bewegte die Lippen, als wenn ſie ſpräche, was bei ihr jederzeit nur der Vorläufer des wirklichen Sprechens war.

Erſt nach einer Weile meinte ſie:

„Du weißt, Sali, mein Kind, ich ſeh', wo andere Leute nichts ſehen, und höre, wo andere Ohren nichts hören. Warum? In meinem ganzen Leben hab' ich ſo viel ſehen und hören müſſen, und habe gemußt dazu ſchweigen, daß ich mir gewöhnt habe, meine Augen und Ohren ganz anders zu gebrauchen, wie ſonſt die Leute."

„Ich kränk' mich nur, Mutter, daß ich als Kind nicht mehr habe lernen können," kam es aus dem Winkel hervor, „man möchte mich dann nicht ſo verachten."

„Dich verachtet man?" rief die Federſchleißerin gegen ihre Weiſe heftig. Da ſich aber die Wirkung dieſer auffahrenden Worte ſogleich in einem gefährlichen

Wirbeltanze der leichtbeweglichen Federchen zeigte, setzte sie beschwichtigend hinzu: „Kurios redet doch so ein Mädchen, wenn es erst siebzehn Jahre alt ist.“

„Wenn man aber mit siebzehn Jahren erst beim großen „S“ steht, wie dann, Mutter?“ kam es aus dem merkwürdigen Winkel in wehmüthig klagenden Lauten hervor.

Die Federschleißerin bewegte wieder, ehe sie sprach, die Lippen. Kein Federchen rührte sich von seiner Stelle. War es in ihrem Gemüthe auch so ruhig? Es schien nicht; ein namenloses Weh klang durch, als sie sprach.

„Von mir ist es auch nicht auf dem Berge Sinai geschrieben gestanden, daß ich soll auf meine alten Tage Federn schleißen. Dein Vater, mit dem der Friede sei, hat ein schön Stück Geld mit mir nachbekommen, aber leider Gottes, er hat's nicht verstanden damit umzugehen. Hast Du zu ihm gesagt: Maier, warum gehst Du nicht dort und dort hin, es wäre da etwas zu verdienen? so ist er zwar hingegangen, aber heimgebracht hat er nichts. Und doch war er kein Schlemiel, er soll mir's noch jetzt verzeihen in seinem Grabe. Aber immer war ihm ein Anderer schon zuvorgekommen. Wo hätte da ein Geschäft gedeihen sollen? Er hat immer darauf gewartet, daß man ihm,

wie jenem Eisenhändler in Prag, eine Kiste mit altem Eisen in's Haus bringe, und wie er sie auseinandergeschlagen, war's lauter Gold. Und dann hat's sich noch herausgestellt, daß der Bauer, der die Kiste gebracht hat, eigentlich der Prophet Elias gewesen ist. Zu uns ist kein Elias gekommen! Ehe man's gemerkt hat, hat dein Vater den Hausiererpack nehmen müssen. Nun hat man Beispiele, daß sich viele Menschen wieder von unten heraufarbeiten; aus einem Hasenhäutchen ist schon oft ein großes Haus geworden. Doch, ich will meinen Mund nicht zum Unrechten aufmachen, aber das muß ich deinem Vater (mit dem der Friede sei) doch nachsagen, er hätte besser für sein Weib und Kind bedacht sein können."

Die Federchen geriethen bei diesen letzten Worten in unruhige Bewegung, und hie und da hatte manches seinen Weg über den Tisch oder in die Kerzenflamme gefunden.

Die innere Bewegtheit, wie wenig sie auch sonst in heftigen Athemzügen über die Lippen der alten Frau kam, war doch zu stark für sie.

„Nun, ich rede ja nichts," sagte die Federschleißerin sich selbst zur Entschuldigung, und ihre Stimme sank zu den leisesten Flüstertönen herab. „Warum hat er sich nicht besser umgesehen? Hätte er es nicht auch so weit wie Lazar Winterfeld bringen können, der auch mit

Haſenhäutchen angefangen hat? Wo ſteht es denn geſchrieben, daß Lazar Winterfeld's Tochter von Herrn Arnſteiner die Bücher ordentlich in den Kopf hineingedruckt bekommt, und mein Kind muß erſt beim großen „S" ſtehen? Ich frag, wo ſteht das geſchrieben?"

Diesmal entſtand unter den Federchen ein gefährlicher Aufruhr; einen Augenblick lang war die Kerzenflamme beinahe verdunkelt, weiße Körperchen flogen auf und nieder, und ſchienen auf keine Art beſchwichtigt werden zu können. Aber die Federſchleißerin benahm ſich den Aufrührern gegenüber nicht mit der gewohnten Milde, im Gegentheile, der Unmuth ihres Herzens war ſtärker, als die Rückſicht, die ſie ſonſt nahm, und vielleicht ſeit vielen Jahren zum erſten Male gab ſich die alte Frau einer Stimmung hin, die nicht mehr in ihrem Innerſten ihre geheimnißvolle Werkſtätte hatte, ſondern laut und vernehmlich über ihre Lippen trat.

„Ich will auch einmal reden," rief ſie, „ich hab lang genug geſchwiegen. Warum hat der Maier (er ſoll mir's verzeihen) nicht wenigſtens für das Kind etwas auf die Seite gelegt? Wovon hätte ich ſie ſollen lernen laſſen? Hab' ich mir das Biſſele Leben nicht bitter genug verdienen müſſen? Er aber mit dem der Friede ſei) hat ſich ganz ruhig in ſein

Grab hineingelegt, und hat ausgesorgt gehabt. Was war ihm daran gelegen? Wenn man ihn gefragt hat: „Maier, warum hast Du nichts Rechtes eingekauft?“ hat er gelacht. Einmal hat er sogar — man sollt's gar nicht denken, auf was für Sachen er gefallen ist — einmal hat er gar Bücher mit sich nach Hause gebracht von einem alten Geistlichen auf dem Dorfe. Ich hab gemeint der Schrecken bringt mich auf der Stelle um. — „Maier,“ hab ich geschrieen, „was sollen wir mit alten Büchern anfangen, wer soll die kaufen?“ Da hat er gelacht, ich hör's noch jetzt. „Alte Bücher sind auch zu etwas gut, hat er gesagt, wozu möchte man sie denn alt werden lassen? Je älter, je besser. Die Bücher läßt man liegen, in einiger Zeit sind sie sechsmal so viel werth.“ Ich hab' dazu geschwiegen, mein Herz war zu voll. Die Bücher liegen dort noch im Kasten, ich glaub', nicht einmal die Mäuse haben sie angerührt. Das aber waren seine Geschäfte, er soll's mir noch heut' verzeihen, denn sonst hat er ein Herz gehabt, wie lauter Gold!“

Eine geraume Weile, nachdem die alte Frau so gesprochen, war es um sie herum wie ein Schneegestöber; die weißen Flocken wirbelten wild und ausgelassen auf und nieder, sie aber schien heute kein Auge für dieses gefährliche Spiel zu haben. Wie hätte sie

auch einigen aufrührerischen Federchen ihre Aufmerksamkeit zuwenden sollen, da sie zum ersten Male vielleicht nach dem Tode ihres Maier über die Geschichte ihres Daseins sich selbst Rechenschaft ablegen durfte, und zwar mit nicht geschlossenen Lippen?

„Mutter Leben," tönte es aus dem merkwürdigen Winkel.

„Was begehrst Du, Sali, mein Kind?"

„Weißt Du, wem Du mit den Büchern einen großen Gefallen erweisen könnteſt? Ich kenne Einen!"

Noch bevor die Federschleißerin fragen konnte, wie so Sali einen Käufer für die Bücher gefunden habe, klopfte es mit ziemlicher Heftigkeit an der Stubenthüre.

„Lebendiger Gott!" kreischte es in dem merkwürdigen Winkel auf.

„Herein!" rief die Federschleißerin, durch Sali's Schrei nicht wenig erschreckt.

„Herr Arnsteiner!" schrie sie selbst mitten durch das Schneewehen ihrer vom Luftzug, der durch den Eintritt des Lehrers entstanden war, wieder wild gewordenen Federn.

„Nicht wahr," rief der Lehrer mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, „Sie sind erstaunt, mich so spät bei Ihnen eintreten zu sehen? Bin ich doch selbst so erstaunt, daß ich fast an ein Wunder glauben sollte."

Die Federschleißerin hatte die Hände vor sich hingelegt, sie starrte den Lehrer nur an.

„Um Gotteswillen, ist etwas vorgefallen?“ brachte sie mühsam heraus.

„Vorgefallen?“ rief der Lehrer mit lustigem Lachen. „O ja. Ein Mensch hat sein Leben wieder gefunden, und darüber freut er sich.“

Die Federschleißerin hatte zu viel Ehrfurcht vor Julius Arnsteiner als Lehrer und Mensch, um nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß diese ungewöhnliche Redeweise ganz anderswo zu suchen sei, als im Munde des Lehrers. Aber sie sah etwas wie ein Wirthshaus, woraus Gläsergeklirr und heisere Bierstimmen klangen, vor ihren Augen und so senkte sie diese beschämt zu Boden.

„Nun, Frau Channe,“ rief Arnsteiner, „wie sagt man zu einem Menschen, der sein Leben wieder gefunden, oder mit einem Worte, der ein großes Glück gemacht hat, z. B. von einer schweren Krankheit genesen ist?“

„Gut Glück,“ sagte die Federschleißerin zögernd.

„Ich danke Ihnen, Frau Channe,“ erwiederte der Lehrer mit einem Male höchst feierlich, „ich nehme es als ein gutes Zeichen, daß dieser Wunsch mir zuerst von Ihnen entgegenkommt.“

Bisher hatte Sali, die ihren wunderbaren Winkel sogleich beim Eintritte des Lehrers verlassen, den Mund nicht geöffnet; bleich, mit weitaufgerissenen Augen stand sie da und vernahm die sonderbare Unterredung, deren geheimen Sinn nur sie allein richtig zu deuten verstand.

„Und was wünschest Du mir, Sali?“ wandte sich der Lehrer plötzlich zu dem Mädchen; ein vielsagendes Lächen schwebte dabei um seinen Mund.

„Gut Glück!“ antwortete das Mädchen fröstelnd.

„Sonderbar!“ murmelte Arnsteiner unvernehmbar den beiden Frauen vor sich hin, indem er über Sali's Wesen einen prüfenden Blick warf, der eine geraume Weile dauerte. „Sonderbar, wie der Mensch nur so mit Blindheit geschlagen sein kann, nach einer Distel zu greifen, während ihm in seiner nächsten Nachbarschaft eine Rose entgegenblüht.“

Von dem Mädchen aber wandte sich der Lehrer wieder zur Mutter; die Federschleißerin sah mit immer mehr wachsendem Erstaunen dem Beginnen des Lehrers zu. Was waren das für Reden!

„Jetzt frage ich Sie, Frau Channe, noch um Eines, das ich früher wissen muß,“ sagte er mit großer Feierlichkeit. „Nämlich! Frau Channe, möchten Sie einmal Stunden, Tage, Wochen und Jahre erleben — wo Sie keine Federn zu schleißen brauchten?“

Die Federschleißerin vermochte nur mit dem Kopfe zu nicken, es war weder ein Ja, noch ein Nein.

„Und möchten Sie nicht gerne in einem weich gepolsterten Lehnstuhle sitzen, rechts und links Polster und hinter dem Kopfe auch noch Eines, und hätten Ihr gutes Essen und Trinken, und brauchten nicht zu warten, bis Einer Ihnen einen Sack Federn ins Haus schickt, und am Sabbath könnten Sie in aller Behaglichkeit und Ruhe aus dem deutschen Chumesch lesen?"

„Wenn ich versteh', was Sie da reden zu mir, Herr Arnsteiner," sagte sie tief aufathmend, „so will ich nicht Channe heißen."

Arnsteiner weidete seine Augen zuerst mit Wollust an diesem Opfer seiner mitleidslosen Feierlichkeit, dann griff er in seine Rocktasche und holte einen breit gefalteten Brief hervor.

„Vielleicht verstehen Sie das besser," sagte er, indem er den Brief auseinander legte und zum Tische näher trat. Er las:

„Herrn Julius Arnsteiner Wohlgeboren!

„Die unterzeichnete Schulsektion unserer Cultusgemeinde, zu der schon lange der Ruf Ihrer ausgezeichneten pädagogischen und sittlichen Eigenschaften gedrungen ist, erlaubt sich hiemit, Ihnen die an un-

ferer Normalschule durch den Tod des Herrn Jeremias Fischel erledigte Oberlehrersstelle, womit ein Gehalt von 600 fl. V. V. nebst sonstigen Emolumenten verbunden ist, mit dem Bemerken anzutragen, daß, im Falle Sie im Besitze einer Familie wären, oder die Absicht hätten, sich eine solche erst zu gründen, die unterzeichnete Schulsektion es über sich nimmt, Ihnen eine geeignete Wohnung anzuweisen, die allen Ihren Bedürfnissen zu entsprechen unsere angelegentlichste Sorge wäre. Einer geneigten Antwort entgegensehend, und in der Hoffnung, daß Sie dem an Sie von uns ergangenen Rufe Folge leisten werden, zeichnet achtungsvoll

Die Schulsektion der Gemeinde M.

Dr. Nathan Lilienberg.

Vorstand.

Ein minutenlanges Schweigen herrschte nach Vorlesung dieses Dokumentes in dem kleinen Kreise. Hie und da flatterte ein ruheloses Federchen um das Kerzenlicht, und verbrannte mit leisem Knistern. Arnsteiner aber stand aufrecht, die Wangen geröthet, die Augen leuchtend von den Wirkungen eines verzeihlichen Triumphes.

„Verstehen Sie das jetzt, Frau Channe?“ fragte er dann die alte Frau.

„Sie wollen fort von hier, Herr Arnſteiner?“ rief die Federſchleißerin, die aus dem Briefe der Schulſektion nichts Anderes entnommen hatte.

„Aber haben Sie denn nicht gehört, mit wem ich fort ſoll? rief der Lehrer ſeinerſeits mit lachendem Ärger, „und daß ich mir eine Familie mitbringen ſoll?“

Die Federſchleißerin ſchüttelte nur den Kopf; wohl ahnte ſie etwas ganz Ungewöhnliches, wie ein Blitz fuhr es an ihrem inneren Auge vorüber, aber es verlöſchte auch eben ſo ſchnell.

Da endlich hatte der Lehrer Mitleid mit dem Zuſtande der ſo arg gequälten Frau; er wandte ſich von ihr ab, und richtete an Sali das Wort.

Das Mädchen ſtand noch immer auf derſelben Stelle, man hätte glauben können, es ſei über ſie eine Art Verzückung gekommen.

„Verſtehſt Du mich, Sali?“ ſagte der Lehrer ſo weich und empfindungswarm, wie es nur aus einem wahrhaftigen Herzen kommen kann.

Er hatte in dieſem Augenblicke etwas unternommen, zu dem ihm all ſein Leben der Muth und die Entſchloſſenheit einer kühnen Seele gefehlt hatte, er ergriff Sali's Hand — und zitterte dabei nicht minder wie das Mädchen.

„Gott! Herr Arnſteiner!“ rief die kleine Schüle-

rin voll Scham und wollte ihre Hand aus des Lehrers Umfaſſung befreien.

Aber Arnſteiner gab es nicht zu, er hielt ſie um ſo feſter. „Da, vor deiner Mutter, frag ich Dich, Sali,“ ſagte er, „ob Du entſchloſſen wäreſt, mir an den Ort meiner neuen, Beſtimmung — als mein liebes Weib zu folgen.“

Das gewichtige Wort war ausgeſprochen — aber war es das Bewältigende dieſer Frage oder ein Anderes, was in dieſem Augenblicke trennend zwiſchen die Antwort der Jungfrau und die Frage des Mannes treten mußte .... mit einer blitzſchnellen Bewegung hatte ſie ihre Hand befreit und ſich umgewandt gerade gegen jenen merkwürdigen Winkel zu, der ſo tief in die Geheimniſſe ihrer träumenden Seele eingeweiht war! In den Geſichtszügen des Lehrers zeigte ſich ſchmerzliche Uiberraſchung.

„Du wendeſt Dich von mir ab, Sali,“ rief er, „Du verſchmähſt mich? O, wohl habe ich das verdient, kein beſſeres Schickſal darf mir zu Theil werden! Aber willſt Du einem Menſchen zürnen, der von einer ſchweren Krankheit befangen, nicht wußte, was er that oder was er redete? Du allein, Sali, unter allen Menſchen auf dem Erdenrund wirſt den Namen und die Natur der Krankheit wiſſen, an der ich litt. Ich

ſage Dir aber, jetzt bin ich geſund wie ein Fiſch im Waſſer, jetzt kann mir keine „Sidonia Winterfeld“ etwas anhaben! Ich fühle mich ſtark genug es mit einer Welt voller Sidonia's aufzunehmen und dennoch die Frage an dich zu richten: Sali, willſt Du als mein liebes treues Weib mit mir in die Fremde ziehen?“

Unbeweglich blieb die kleine Schülerin Arnſteiners. Nur ein leiſes Schluchzen verrieth, daß die Worte des Lehrers eine empfindliche Stelle getroffen hatten. Ob aber zu ſeinem Vortheil?

„Ich weiß, Sali,“ rief der Lehrer, der die Anweſenheit der alten Frau ganz vergeſſen zu haben ſchien, „ich weiß, was Dich beleidigt und Dir dieſe Thränen entlockt. Dich verdrießt die unwürdige Rolle, die ich Dich in meiner Narrethei habe ſpielen laſſen. Großer Gott! wo waren meine Augen und Ohren? mit welcher Blind- und Taubheit war ich geſchlagen? Dir habe ich mich anvertraut, Dich hätte ich dazu auserſehen, der Bote meiner Thorheiten zu ſein! Und Du biſt gegangen, und haſt keinen Anſtand genommen, mir helfen zu wollen, in einer Sache helfen zu wollen, deren bodenloſe Nichtigkeit mir erſt jetzt ganz klar iſt? Und nachdem das Alles geſchehen iſt, nachdem ich Dich ſo beleidigt und gekränkt habe, komme ich und frage Dich: Sali, willſt Du mein Weib werden?“

Jetzt wurde das Schluchzen des Mädchens erst recht vernehmbar, aber sie verharrte dennoch in der abgewandten Stellung.

„Sali," rief der Lehrer immer eindringlicher, „urtheile doch milde über einen Menschen, der die Strafe für seine Narrethei bitter abgebüßt hat. Dir kann ich es sagen und sonst Keiner auf der Erde; ich bin auf unerhörte Weise beschimpft und verspottet worden, in Gegenwart ihres Vaters und ihres Bräutigams hat sich Sidonia Winterfeld über mich lustig gemacht."

„Lebendiger Gott!" tönte es schmerzlich beklommen über des Mädchens Lippen.

„Und wiewohl ich ihnen Allen eine Lektion ertheilt habe," fuhr der Lehrer mit Ungestüm fort, „an die sie Zeit ihres Lebens denken werden; so danke ich ihnen doch im Herzen für die Lehre, die ich von ihnen empfangen habe. Hochmuth war mir zu Kopf gestiegen, durch Hochmuth bin ich wieder auf den rechten Weg geleitet worden. Dieser rechte Weg führte mich zu Dir, er ist der des Heils und Segens. Auf dem Gange hieher ist das wie lauter Licht und Feuer vor mir hergegangen, daß ich nur bei meiner Sali das zu finden vermag, was ich schon so lange unter den verschiedenen

Irrthümern bei Anderen gesucht hatte: ein lauteres Gemüth, eine treue fromme Seele!“

Arnsteiner hielt inne, seine Herz hatte sich seines vollen Inhalts entladen, und wiewohl er noch das Wenigste ausgesprochen zu haben glaubte, fand sein Mund doch keinen Laut mehr!

Da wandte sich Sali leise um, und ein von Thränen überströmtes, aber von einem verschämt holdseligen Lächeln überstrahltes Antlitz zeigte sich den Blicken des entzückten Lehrers.

„Ich muß mich ja schämen, Herr Arnsteiner,“ lispelte die kleine Schülerin, „daß Sie mich —“

„Was?“ rief der Lehrer athemlos erschrocken.

„Daß ich, die nichts kann, und erst das große „S“ angefangen hat, auf einmal —“

Arnsteiner ließ sie nicht ausreden.

„O Sali,“ rief er im Tone wahrhafter Begeisterung, „Gott ist mein Zeuge, daß ich Dich gerade so und nicht anders verlange, wie Du bist. Und müßtest Du erst beim „A“ anfangen, und wüßtest weniger als ein dreijähriges Kind, ich spräche nicht anders, als: „Sali, gib mir dein goldig Herz und werde mein Weib!“

„Mutter Leben!“ rief die kleine Sali, die nicht länger dem Strome ihrer Empfindungen gebieten konnte, „Mutter Leben, bist Du's zufrieden?“

„Sali, mein Kind, Du kannſt noch fragen? Ich ſtehe Dir für ihn, Du bekommſt den, den ich mir immer gewünſcht habe, Gott iſt mein Zeuge!“ rief die Federſchleißerin, die nun ſchon lange über den Zuſtand des Lehrers in's Klare gekommen war.

Da legte die kleine Sali, erröthend wie der junge Tag, ihre Hand in die dargereichte des Lehrers und mit einem Tone, der aus den Tiefen einer jungfräulichen Seele kam, ſagte ſie:

„Ich habe mir auch nichts Beſſeres gewünſcht. Da haben Sie mich Herr Arnſteiner!“

Und Julius Arnſteiner zog nicht nur die Hand an ſich, ſondern das ſchöne glühende Mädchen in ſeine Arme, und es dauerte eine geraume Weile, bis er das eben gefundene Glück ſeiner Zukunft wieder losließ!...

Mitternacht war gekommen, da ſaßen die Drei noch immer in traulichen Geſprächen und dachten an nichts, als was in unmittelbarſter Verbindung mit ihrem Glücke ſtand. In jenen wunderbaren Winkel hatte ſich Sali wieder geflüchtet, nicht um dort zu träumen, ſondern das längſt Geträumte in lebendiger Wirklichkeit immer aufs Neue anzublicken und zu bewundern; denn Julius Arnſteiner ſaß neben ihr. Viel Mühe und Beredſamkeit hatte es ihm gekoſtet, bis er die holde Mädchenhaftigkeit ſeiner Braut dahin gebracht,

ihn nicht mehr mit dem respektvollen „Lehrer“ oder mit dem ceremoniösen „Arnsteiner,“ sondern mit „Julius“ anzureden —; aber als dieses Wort zum ersten Male über die Lippen des Mädchens kam, da war es wirklich, als sei von einer verborgenen Quelle der Stein, der sie deckt, hinweggeräumt worden. Die kleine Sali wurde geschwätzig und erzählte außer Reihe und Ordnung, was sie in diesem Winkel Alles zusammengebaut, genäht, gefegt und gereiniget habe, und Arnsteiner dagegen kam immer wieder darauf zurück, daß er eigentlich statt Sidonia Winterfeld stets Sali gemeint habe, und zählte ihr für diese Behauptung eine Unmasse von Beweisgründen auf, von denen jeder das Gute hatte, daß er nicht widerlegt zu werden brauchte und endlich stimmten Beide darin zusammen, daß es so die „Schickung“ mit sich gebracht habe, und es besser sei gar nicht darüber nachzudenken.

Auch über den ehrenvollen Antrag der Schulsektion, der ihn zum Oberlehrer berief, gab Arnsteiner genügende Aufklärungen. Er hatte den Brief schon vor einigen Tagen erhalten, aber in der Gefangennahme seiner ganzen Seele von der unglückseligen Thorheit, der er so eben entronnen — dieses Schreiben ganz vergessen. Erst auf dem Heimweg von jenem Orte der Zusammenkunft sei es ihm eingefallen, Gott

ſelbſt mußte ihm dieſe Erinnerung geſchickt haben, denn nun habe er etwas gehabt, um vor Sali hinzutreten und zwar nicht mit leeren Händen!

„Alles iſt eine Schickung von Gott!“ rief die Federſchleißerin dazwiſchen, die bis dahin in die Unterredungen des Paares durch kein lautes Wort hineingegriffen hatte.

„Alles iſt eine Schickung von Gott,“ wiederholte ſie noch einmal, da ihr die Beiden nicht ſogleich antworteten, „vielleicht iſt's auch ſo mit den Büchern von dem guten Maier (mit dem der Friede ſei). Jetzt kommen ſie doch in die Hände von Einem, der ſich d'rauf verſteht. Und ich Närrin hab' mich unterſtanden, vorhin darüber eine Klage anzuheben.“

Jetzt erſt horchte Arnſteiner auf.

„Was für Bücher ſollen das ſein?“ fragte er haſtig.

„Gib ſie aus dem Kaſten heraus, Sali,“ ſagte die Federſchleißerin, „Du weißt, ſie liegen in der unterſten Lade ganz hinten verſteckt.“

Sali ſprang aus ihrem Winkel auf, und nach einigem Suchen legte ſie vier alte in Schweinsleder gebundene Folianten auf den Tiſch. Kaum war ihrer der Lehrer anſichtig geworden, als er blitzenden

Anges aufſprang und an den Tiſch trat. Er ſchlug das Titelblatt des einen Bandes auf, ſogleich ſchrie er:

„Großer Gott, wie kommen die Bücher hieher?“

„Die hat mein Mann Maier (mit dem der Friede ſei) einmal vor vielen Jahren einem alten Geiſtlichen abgekauft,“ antwortete die Federſchleißerin.

„Sali, da komm her und lies, was da ſteht,“ rief er in großer Aufregung, indem er auf den Titel des Buches mit den Fingern deutete.

An ihn geſchmiegt las Sali:

„Grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart von Johann Chriſtoph Adelung.“

„Begreifſt Du, Sali?“ fragte der Lehrer faſt athemlos.

„Iſt das nicht das Buch,“ ſagte Sali nach einer Weile Erinnerns, indem ſie den Lehrer forſchend anſah, „iſt das nicht das Buch, das Du Dir ſo ſehr gewünſcht haſt, Julius?“

„Ja,“ rief der Lehrer mit ehrfürchtiger Feierlichkeit, „es iſt der große Adelung, den Du da vor Dir ſiehſt! die große Ausgabe des gewaltigen Adelung.“

Und den einen Arm um des Mädchens Hals ſchlingend, hob er mit der freien Hand den dicken Quartband in die Höhe und jubelte laut: „Nun hat mein Herz Alles, was es begehrt hat. Ich

besitze eine Anstellung, meine kleine Sali und — das hochdeutsche Wörterbuch des großen Johann Christoph Adelung."

* * *

Vor Kurzem erschien in einer böhmischen Kreisstadt, deren Druckwerke gerade nicht auf dem Weltmarkte eine Rolle spielen, ein kleines Büchlein unter dem Titel: „Das deutsche Zeitwort nach seiner schwachen und starken Conjugation. Ein analytisch-kritischer Baustein zum deutschen Sprachgebäude von Julius Arnsteiner, Oberlehrer an der israelitischen Schule zu M." Gewidmet ist dieses Büchlein „Sr. Wohlgeboren, dem Freunde der leidenden Menschheit, dem glühenden Beförderer alles Schönen und Guten in unserem Volk, seinem hochverehrten, mit freudigem Stolze Freund genannten Herrn Dr. Nathan Lilienberg, Vorstand der Schulsektion bei der Cultusgemeinde in M."

Für unseren Freund haben sich also die drei Dinge, die er in so unvermutheter Weise gefunden, glänzend bewährt. In seiner Anstellung hoch geachtet und nach seinem wahrhaften Werthe geschätzt, fühlt er sich zu Hause von treuer Liebe gehegt und gepflegt, die immer heiter, immer mit dem Lächeln innigster Befriedigung jeden Raum, ja jeden Winkel seiner Häuslichkeit durchwärmt und durchleuchtet. Eine Frucht

dieſer Stimmung, zu welcher der ſichere Beſitz des großen Adelung auch ſein Schärflein hinzugibt, mag jener analytiſch-kritiſcher Bauſtein zum gewaltigen Prachtbau unſerer Sprache ſein! Die gelehrten Baumeiſter werden dieſen Stein, wenn er auch nicht beſtimmt iſt, die Gewölbkuppel zu tragen, gewiß nicht verſchmähen. Noch ein Viertes, Fünftes und Sechstes iſt im Laufe der Jahre hinzugekommen, für welches die alte Federſchleißerin ihre frühere Thätigkeit wieder aufgenommen hat! Sie behauptet nämlich mit großer Entſchiedenheit, nur darum ſehen die Sprößlinge des Herrn Arnſteiner (ſie ſpricht ihn nie anders als ſo an, denn ſie hat die Ehrfurcht vor ihm bewahrt) ſo friſch und geſund aus, weil ſie einen guten Schlaf hätten, und dieſer gute Schlaf rühre von den Federn her, die ihnen die „Babe“ für ihre Bettlein bereitet.

Sonderbar! Julius Arnſteiner hat es nie unternommen, an der ſtehen gebliebenen Bildung ſeiner Frau weiter fort zu bauen; nicht einmal zu einem kleinen Verſuche hat er es gebracht. Dennoch behauptete er ſchon mehrmals zu ſeinem Freunde Dr. Lilienberg, dem Schulſektionsvorſtande, ſeine Frau wiſſe im kleinen Finger mehr, als hundert andere, die er ſelbſt unterrichtet, ſie beſitze den „Inſtinkt der Bildung.“

Er hatte darum auch an ſein einſtiges Verſprechen

vergessen, Sali in die Geheimnisse der griechischen Mythologie einzuweihen. Was gingen ihn, was sie die vielen fremden Götter an? Erkannte er es doch täglich in gläubiger Dankbarkeit an, wie gnädig und liebreich ihn bedacht hatte der Eine, wahre und alte Gott!

Inhalt.

	Seite
Die Prinzessin	1
Julius Arnsteiner's Beschau	157